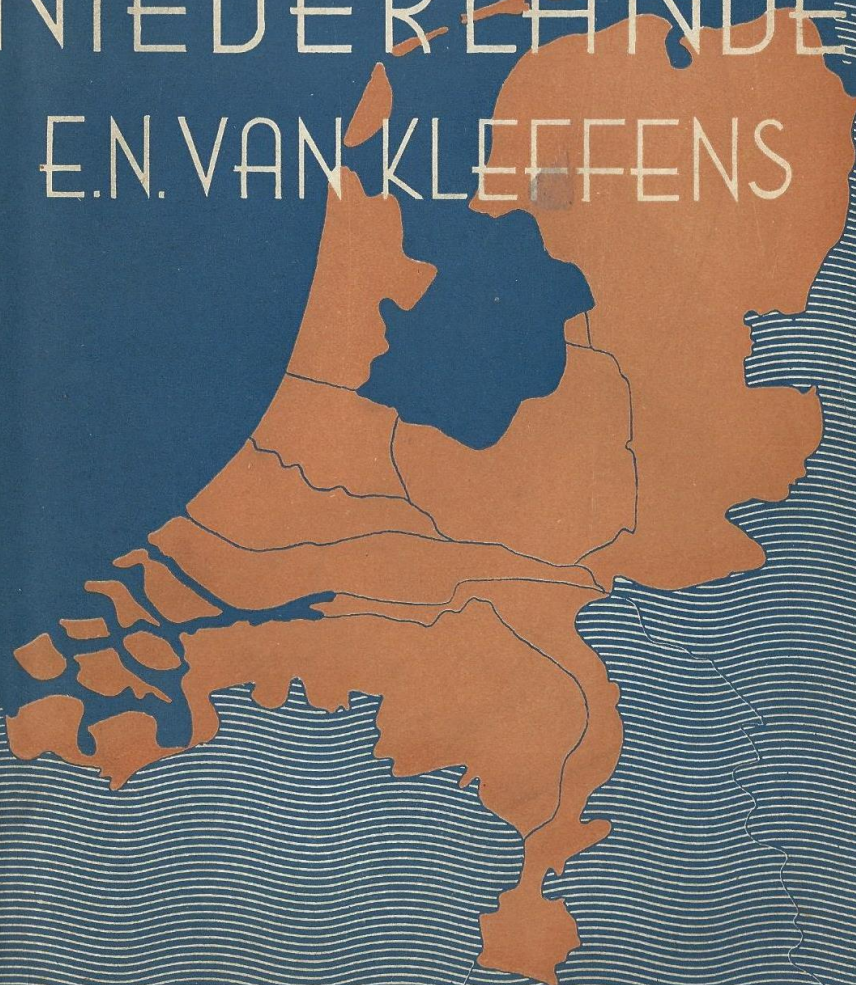


DER EINFALL IN DIE NIEDERLANDE

E.N. VAN KLEFFENS



EUROPA VERLAG, ZÜRICH-NEW YORK

Es gibt heute wohl keinen Holländer in der Welt, dem das Datum des 10. Mai nichts bedeutet: es ist der Tag, an dem im Jahr 1940 die deutsche Armee in die Niederlande einmarschierte. — Vor uns liegt ein Buch, das die Geschichte und die Vorgeschichte des kurzen aber erbitterten Krieges aufgezeichnet hat. Es ist verfaßt von dem niederländischen Außenminister *Dr. E. N. van Kleffens*, der in der entscheidenden Epoche die auswärtige Politik seines Landes geleitet und den deutschen Einmarsch selbst miterlebt hat. Voller Verantwortungsgefühl für die Aufgabe, die ihm gestellt ist, schildert er ausführlich die Epoche der gewissenhaft eingehaltenen Neutralität und den fünftägigen Kampf, den die tapfere niederländische Armee voll heldenmütiger Verzweiflung gegen die ungeheure Uebermacht führte. Gerade weil das Buch nicht pathetisch und wehleidig ist, sondern sich auf die sachliche Wiedergabe der Tatsachen beschränkt, wirkt es so ergreifend und erschütternd auf seine Leser.

Das Buch erschien erstmals im September 1940 in England unter dem Titel
«The Rape of the Netherlands» und wurde von Dr. U. Huber Noodt, Zürich,
ins Deutsche übertragen.

Alle Rechte in deutscher Sprache vorbehalten. Copyright 1941 by Europa
Verlag AG, Zürich. Druck: Druckereigenossenschaft Aarau.

Printed in Switzerland.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

I.

DIE INTERNATIONALE STELLUNG DER NIEDERLANDE VOR DEM KRIEGE

Europäische und amerikanische Geschichtsschreiber, Romanschriftsteller, Schauspieldichter und Poeten haben ihre Stoffe oft aus der Geschichte der Niederlande gewählt. Ihre Entwicklung in der Neuzeit aber hat bei ihnen weniger Interesse gefunden. Und doch ist diese moderne Entwicklung sehr interessant und wichtig für das Verständnis des verwickelten Mechanismus der internationalen Politik. Die Stellung Hollands als Überseemacht wie als europäische Nation verdient es aber, genauer untersucht zu werden, als moderne Schriftsteller dies getan haben. Versuchen wir, soweit es in einem Abriss möglich ist, die internationale Stellung der Niederlande vor dem Einmarsch deutscher Truppen an jenem verhängnisvollen Freitag, dem 10. Mai 1940, hervorzuheben.

Die Niederlande in der internationalen Politik

Welches wäre wohl Ihre Antwort gewesen, wenn man Ihnen, sagen wir vor einem Jahre, folgende Frage gestellt hätte:

«Nennen Sie mir den Namen eines gutregierten europäischen Landes, das ein Element der Stetigkeit ist; ein Land des beständigen Fortschritts, wo soziale Gerechtigkeit in aussergewöhnlich grossem Masse verwirklicht, wo Reichtum gleichmässiger als in den meisten europäischen Ländern verteilt ist, da es dort weder

unbeschränkten Privatreichtum noch schreckliche Armut gibt; ein Land, das vernünftig seinen überseeischen Besitz regiert, dessen Hilfsquellen es der ganzen Welt öffnet, während es zur gleichen Zeit die sittliche und materielle Wohlfahrt seiner eingeborenen Untertanen sorgfältig hebt; ein Land, berühmt auf dem Gebiet der Künste und der Wissenschaft, mit einer verhältnismässig grossen Zahl von Nobelpreisträgern; wo die Erziehung und die Kenntnis der Fremdsprachen auf einem hohen Niveau stehen; ein demokratisches Land, dessen republikanische Vergangenheit von einer ehrwürdigen konstitutionellen Monarchie abgelöst worden ist. Ein Land schliesslich, das nicht nach fremdem Gut trachtet; ein Land der Freiheit, der Toleranz, der stillen, beharrlichen Arbeit.»

Vielleicht hätten Sie bei der Beantwortung dieser Frage den Namen von mehr als einem Lande nennen können. Zweifellos aber hätte der Name Hollands nahezu an der Spitze gestanden.

Möglicherweise sind Sie in den Niederlanden gewesen und Sie können deshalb aus eigener Kenntnis reden. Aber auch wer Holland nie besucht hat, weiss, dass es einer der ältesten Kleinstaaten Europas ist. Sein achtzigjähriger Kampf gegen Spanien, der 1648 endete und von Schiller in seinem «Abfall der Niederlande» geschildert wurde, brachte seine Befreiung und den «Aufstieg der holländischen Republik», wie der Amerikaner John Lothrop Motley ihn nannte. Die folgenden fünf Jahrzehnte sahen die Vollendung seines Wachstums als Staat; seit 1715, dem vorläufigen Ende der französischen Expansionstendenz in jener Periode, sind die Niederlande stets ein Beständigkeitsfaktor in der europäischen Politik gewesen, eine Rolle, welche, wie die neueste Geschichte zeigt, keineswegs einen fortschrittlichen Geist in der inneren Verwaltung ausschliesst. Die Napoleonische Ära war eine Prüfung, aus welcher die Niederlande dank ihrer eigenen Energie von neuem frei emporstiegen; als Nation waren sie jetzt unter der Führung

des Hauses Oranien, in dem seither die Krone der Niederlande erblich wurde, geeinigter denn je zuvor.

Im Jahre 1839 kam die Union mit Belgien, vom Wiener Kongress 1815 besiegelt, zu einem Ende. Seitdem hielten sich die Niederlande von der europäischen Politik etwas fern. Sie sahen ein, dass ihr Umfang, ihre Bevölkerung, ihre Lage an den Rhein-, Maas- und Scheldemündungen es wesentlich für sie machten (besonders bei der damaligen Politik der umliegenden Grossmächte), nicht in Bündnisse oder eine Interessengemeinschaft mit irgendeiner Macht oder Mächtegruppe verwickelt zu werden. Sie erkannten sehr klar, dass weder Frankreich, noch Grossbritannien, noch Deutschland einen dauernden Einfluss irgend eines Grossstaates auf die Niederlande dulden würden.

Die aufeinanderfolgenden Regierungen der Niederlande handelten aus dieser Überzeugung heraus. Sie verfolgten konsequent eine Politik der Nichteinmischung. Dabei verfielen sie aber nie in den Fehler, ihr stehendes Heer aufzulösen, obwohl im Lande grosse Gruppen für vollkommene Abrüstung eintraten. Sie verstanden sehr gut, dass Massnahmen zur Verteidigung des Landes unumgänglich waren, wollte man die Gefahr vermeiden, dass es zu einem militärischen Vakuum werde. Es war dies ihr eigenes Interesse, aber es war gleichfalls das von ganz Europa: das Schicksal der Niederlande sollte sicher in den Händen der holländischen Nation liegen und nie eine zu leichte Beute für irgend einen rücksichtslosen Eindringling werden, sozusagen eine Prämie für einen Angriff auf Holland oder durch Holland auf andere Länder.

Eine sehr bemerkenswerte Tatsache sollte hier, wenn auch nur beiläufig, erwähnt werden; eine ausführliche Betrachtung würde den Rahmen dieses Buches überschreiten: dass nämlich die Stellung der Niederlande im Fernen Osten und im Karibischen Meere: Niederländisch-Ostindien einerseits, Suriname und besonders Curaçao andererseits, der Lage der Niederlande in Europa

sehr ähnlich ist. Alle Teile des Königreiches in Europa wie in Übersee liegen an Stellen, wo sich Verbindungslinien von welt-politischer Bedeutung schneiden; alle beherrschen Wasserwege, die für alle Völker lebenswichtig sind. Wenn solche Gebiete von einer kleinen Nation wie den Niederlanden beherrscht werden, so brauchen sie für kein Land Grund zur Besorgnis bedeuten unter der Voraussetzung, dass der besitzende Staat eifrig um die Wahrung seiner Unabhängigkeit besorgt ist und keine Verpflichtungen irgendeiner Grossmacht oder Mächtegruppe gegenüber übernimmt. Diese Bedingung haben die Niederlande in Ostindien immer ebenso genau beobachtet wie in Europa. Dadurch erlangte ihre Aussenpolitik eine vollkommene Einheitlichkeit der Absicht und der Leitung, welche ihr grosse Kraft, Folgerichtigkeit und eine vollständige Einheit der Handlung verlieh.

Darum konnten die Niederlande keine Bündnisse, keine Militärabkommen, keine Gespräche mit ausländischen Generalstäben eingehen. Die Niederlande waren sogar der Meinung, dass sie nie solchen anscheinend harmlosen Abkommen wie Nichtangriffspakten beitreten dürften. Hitler erfuhr dies im Jahre 1936. Damals bot er den Niederlanden einen Nichtangriffspakt an. Das Angebot wurde höflich abgelehnt. Diese Weigerung entsprang nicht irgendeiner opportunistischen Überlegung, noch einer angeborenen Abneigung und Misstrauen. Der Grund, warum Hitlers Antrag von den Niederlanden nicht angenommen wurde, war die Auffassung, ein allgemeines Abkommen, welches den Krieg ächtete, wie der Briand-Kellogg-Pakt (der auch von Deutschland unterzeichnet war), genüge, und jeder neue Vertrag mit demselben Zweck schliesse gezwungenermassen eine sogenannte Inflationstendenz in sich, d.h. eine Tendenz, durch Vervielfachung die Autorität des vorigen Vertrages zu schwächen. Überdies glauben die Niederlande, dass Nichtangriffspakte nicht wirklich notwendig sind; sie sind der Ansicht, dass wir entweder in anständiger inter-

nationaler Gesellschaft leben – und dann ist kein Nichtangriffspakt notwendig – oder, dass wir nicht in anständiger internationaler Gesellschaft leben, und dann ist ein Nichtangriffspakt ebenso wirkungslos wie trügerisch. Die Holländer haben mehr Zutrauen zu Tatsachen als zu papierenen Übereinkommen. Nur wo ein solches papierenes Übereinkommen der Ausdruck irgendeiner grundlegenden Tatsache auf dem Gebiete der internationalen Politik ist, haben sie keine Bedenken, ihm zuzustimmen. Als im Jahre 1923 die Niederlande von den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Grossbritannien und Japan gesonderte Erklärungen des Inhalts annahmen, diese Mächte würden die Integrität von Niederländisch-Ostindien respektieren, taten sie es nur, weil sie wussten, dass die Integrität von Niederländisch-Ostindien ein grundlegender Bestand der internationalen Politik ist: eine politische Notwendigkeit ersten Ranges. Die Feststellung dieser Notwendigkeit auf Papier anzunehmen, schien den Niederlanden keine Abweichung von ihrer Tradition: ihre Aussenpolitik so viel wie nur irgend möglich allein auf Tatsachen zu gründen und auf nichts anderes.

Die Niederlande und der Völkerbund

Man wird aber einwenden, dass die Niederlande dem Völkerbund beigetreten sind und dadurch einen politischen Vertrag mit sehr vielen anderen Staaten geschlossen haben.

War dies wirklich eine Abweichung von ihrer grundsätzlichen Politik der Nichteinmischung? Nein. Da sie nur zu behalten wünschen, was ihnen gehört, sind die Niederlande Glieder einer geordneten internationalen Gemeinschaft. Alles erschien ihnen besser als die anarchische Völkergemeinschaft vor 1914. Als deshalb der Völkerbund gegründet wurde mit dem Hauptzweck, für die Sicherheit

und Unversehrtheit der Mitgliedstaaten zu sorgen, und als (dies war für die Niederlande ein ausserordentlich wichtiger Punkt) dieser Bund universalen Charakter anzunehmen versprach, entschloss sich Holland, ihm beizutreten, um der neuen Organisation eine Chance zu geben. Weit davon entfernt, mit ihrer altbewährten Politik zu brechen, nämlich politisch nicht mit irgendeiner besonderen Macht oder Mächtegruppe zusammen zu arbeiten, bekundeten die Niederlande durch ihren Beitritt nur erneut ihre traditionelle Politik: das Streben nach grösster Sicherheit. Um diesen Zweck zu erreichen, sollte die kollektive Sicherheit die Stelle der «Nichteinmischung» einnehmen. Es war eine Änderung der Methoden, nicht der Ziele.

Nur in dem Bestreben, den Völkerbund universal zu gestalten, lag nach der Ansicht der Niederlande die Rechtfertigung seiner Existenz. So würde also das Hineinziehen seiner Mitglieder in den Kreis irgendeiner speziellen Macht oder Mächtegruppe gar nicht in Frage kommen. Man kann sich leicht vorstellen, wie schwer enttäuscht die Niederlande waren, als schliesslich die Vereinigten Staaten dem Bunde nicht beitraten; Charakter, Anziehungskraft und Macht eines universalen Völkerbundes waren ihm dadurch genommen. Aber auch so schien er in seiner Zusammensetzung umfassend genug, um den Niederlanden den Beitritt zu ermöglichen; dieser erfolgte sehr bald, nachdem der Völkerbundspakt in Kraft getreten war (1920). Jedermann weiss, welch kurzes Leben den Erwartungen, die auf die Genfer Institution gegründet wurden, beschieden war. Wenn der Bund je Autorität hatte, so schwand sie im Laufe der Jahre dahin. Die verunglückte Abrüstungskonferenz, der mandschurische Konflikt, der abessinische Krieg, der Rücktritt Deutschlands, Japans und Italiens und alle späteren Ereignisse nahmen dem Völkerbund den grössten Teil seines unsicheren Kredits.

Als man 1936 einsah, dass der Völkerbund immer machtloser

wurde, und besonders, dass man nicht länger auf allgemeine Abrüstung hoffen dürfe, spielten die Niederlande eine aktive Rolle, indem sie zusammen mit den skandinavischen Ländern und Belgien erklärten, sie könnten hinsichtlich der Stärkung der kollektiven Sicherheit die Entscheidungen des Bundes nicht mehr als bindend ansehen. Der Völkerbund hatte versagt, und es war für die Kleinstaaten Europas ein Akt der Selbsterhaltung, diese Erklärung abzugeben. Damit waren die Niederlande, ohne sich in Wirklichkeit aus dem Bunde zurückzuziehen – es schien der Mühe wert, beizubehalten, was von diesem ersten Versuch einer internationalen Organisation übrig blieb, so lange es nichts Besseres gab – zu ihrer ursprünglichen Politik zurückgekehrt: keine Einmischung und dazu ein vernünftiges Mass nationaler Rüstung, damit keinerlei vermeidbare Versuchung zu einer Invasion des Landes geboten werde. Nichtsdestoweniger werden sie immer jeden ernstesten Versuch zur Förderung der internationalen Zusammenarbeit begünstigen, besonders wenn er Recht und Ordnung einen höheren Platz als bisher in den internationalen Beziehungen einräumt.

Traditionelle Neutralitätspolitik

Es braucht wenig Überlegung, um einzusehen, dass in Kriegzeiten die holländische Politik nur eine Tendenz haben konnte: «Die Erhaltung der Neutralität», und diese Tendenz war es, welche sich tatsächlich jedesmal zeigte, wenn eine neue Krise Europa erschütterte. So war es 1870, so war es auch im Weltkrieg von 1914 bis 1918. Dies nützte nicht nur den Niederlanden; es nützte auch Europa, Amerika und Asien, und wenn die Aussenpolitik Hollands je irgendein Verdienst gehabt hat, so liegt dieses in der Tatsache, dass ihre Leiter immer imstande gewesen sind, die Bedürfnisse des Landes den Bedürfnissen der Kontinente, zu denen es gehört, an-

zupassen. Sogar das kaiserliche Deutschland sah noch im Jahre 1914 ein, dass es unvernünftig wäre, die Neutralität Hollands zu verletzen, da es sehr wohl wusste, dass es in Europa keinen Frieden geben könnte, so lange die Niederlande ihrer alten Freiheiten beraubt wären. Es blieb Hitler vorbehalten, diese grundlegende Wahrheit der europäischen Politik unbeachtet zu lassen und es brauchte seine Auffassung von Deutschlands Überlegenheit über alle anderen Mächte, um auf den Gedanken zu kommen, dass er sich einen Schritt erlauben dürfe, welcher sich schon seit mehr als drei Jahrhunderten immer als verhängnisvoll erwiesen hat.

Die Neutralitätspolitik, welche von den Niederlanden in Zeiten eines Krieges zwischen anderen Staaten befolgt wurde, kann in vollem Ausmass gewürdigt werden, wenn man sie mit der Neutralität Belgiens vor 1914 oder mit der ständigen Neutralität der Schweiz vergleicht. Belgien vor dem Weltkrieg, und die Schweiz seit undenklicher Zeit, waren neutral, weil internationale Abkommen es vorgeschrieben hatten; die neutrale Stellung dieser Länder war vertraglich festgelegt. Dagegen war die holländische Neutralität rein freiwillig und überliess es dem Lande, sie zu jeder Zeit nach eigenem Belieben aufzugeben. Die belgische und die schweizerische Neutralität waren auf Recht gegründet – die holländische Neutralität auf Politik. Keine andere Macht konnte vollkommen sicher sein, dass die Niederlande nicht zu irgendeinem gegebenen Augenblick ihre traditionelle Haltung der Neutralität und der Nicht-einmischung aufgeben würden. Die Welt aber hatte gelernt, der Weisheit und Unerschütterlichkeit der holländischen Führer zu vertrauen, und diese Führer haben das in sie gesetzte Vertrauen nie getäuscht.

Die zuverlässige und Abenteuer abholde Aussenpolitik der Niederlande ermöglichte es allen Mächten, mit dem kleinen Königreich am Meere auf freundschaftlichem Fusse zu verkehren. Traditionsgemäss bestanden Freundschaftsbande zwischen den Nieder-

landen und den grossen Weltmächten, mit Deutschland nicht weniger als mit Grossbritannien und Frankreich, den Vereinigten Staaten und Japan. Nicht dass die Holländer im Allgemeinen eine besondere Neigung für die Deutschen hatten! Seit langer Zeit aber hatten sie die Gewohnheit, mit allen Völkern der Erde zu verkehren, und es war nicht schwierig, eine wirksame Grundlage für ihren Umgang mit den östlichen Nachbarn zu finden. Sie hatten gemeinsame Grenzen: dadurch hatten ihre Handelsbeziehungen einen beträchtlichen Umfang, und so war ein enger Kontakt zwischen Deutschen und Holländern entstanden. Viele Deutsche liessen sich in Holland nieder. Eine grosse Anzahl von ihnen verschmolz mit der einheimischen Bevölkerung, und nach ein oder zwei Generationen waren diese so vollständig assimiliert in Aussehen, Geisteshaltung und Benehmen, dass man sie nicht von Leuten rein holländischer Abstammung unterscheiden konnte. Andere aber organisierten sich in den zahllosen Gesellschaften, die für die deutschen Kolonien im Ausland charakteristisch sind, blieben vollständig deutsch, tatsächlich dermassen vollständig, dass sie, als der Nationalsozialismus auf sie einzuwirken begann, sich gegen das Land wandten, welches ihnen ein glückliches Heim und eine Existenz gegeben hatte. Viele von ihnen hatten zwanzig und mehr Jahre in Holland gelebt. Verräterisch jedoch kehrten sie sich gegen ihr Gastland in der Stunde seiner Prüfung. Davon aber werden wir in einem folgenden Kapitel mehr hören.

Förderung des Völkerrechts Der ständige Internationale Gerichtshof im Haag

Ein Gebiet auf dem weiten Feld der internationalen Beziehungen gibt es, dem die Niederlande ihr besonderes Interesse zuwandten: die Förderung des internationalen Rechts als führende und

bindende Regel für den zwischenstaatlichen Verkehr. Da die Holländer keine territorialen Ansprüche irgend einem anderen Staat gegenüber zu erheben hatten und als seefahrende und handel-treibende Nation überwiegend an einer stabilen, gutgeordneten Völkergemeinschaft interessiert waren, haben sie so viel mög-lich zur Förderung der internationalen Rechtsordnung beigetragen. Die grossartige Arbeit von Grotius, der in der zweiten Hälfte des achtzigjährigen Krieges gegen Spanien sein unsterbliches «De Iure Belli ac Pacis» schrieb, ist zu bekannt, als dass wir sie hier mehr als beiläufig zu erwähnen brauchen, und wer sich mit dem inter-nationalen Privatrecht befasst, weiss, was solche Namen wie Voet, Huber, Bynkershoek und andere bedeuten. Das Ende des neun-zehnten Jahrhunderts und die letzten vierzig Jahre sahen eine Wiederbelebung der holländischen Tätigkeit auf diesem Gebiete des Geisteslebens. In den Jahren 1899 und 1907 wurden im Haag die beiden grossen «Friedenskonferenzen» abgehalten, auf denen das Land- und Seekriegsrecht kodifiziert wurde; auch wurden Normen für die friedliche Schlichtung internationaler Streitigkei-ten festgesetzt. Das Ergebnis war die Gründung des Internationalen Schiedsgerichtshofes, und als Würdigung der ruhig-klaren Atmo-sphäre der Niederlande machte man Den Haag zum Sitze dieses internationalen Gerichtshofes. Amerikanische Freigiebigkeit stellte dem Gerichtshof die nötigen Gebäude und eine prächtige Biblio-thek in der Gestalt des Friedenspalastes mit seinen Tausenden von Bänden über internationales Recht und verwandte Themen zur Ver-fügung. Nach dem Kriege von 1914-1918 nahm der Ständige Internationale Gerichtshof seinen Sitz im selben Palast; seine fruchtbare Tätigkeit während ungefähr zwanzig Jahren wurde von den Ereignissen des September 1939 unterbrochen, aber man darf hoffen, dass, wenn einmal der Weltfriede wieder hergestellt ist, eine neue Ära wichtigster Arbeit für dieses Institut anbrechen wird. Der Friedenspalast beherbergte auch die Haager Akademie

für internationales Recht, wo in den Sommermonaten Professoren und Studenten aus allen Ländern völkerrechtliche Themen erörterten. Neue Fortschritte wurden im Laufe von mehreren Konferenzen, welche die Regierung der Niederlande gastfreundlichst aufnahm, in der Kodifizierung des internationalen Privatrechts gemacht. Den Haag war die Welthauptstadt des internationalen Rechtes geworden, und wenn man die Beiträge aller anderen Staaten zu diesem grossen Werk anerkennen muss, scheint es hier nicht unangebracht, daran zu erinnern, dass Holland ihm mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zum Paten stand zum gemeinsamen Nutzen aller Nationen, die guten Willens sind.

Ein typischer Charakterzug des Holländers

Bevor die Darstellung der internationalen Stellung der Niederlande vor dem Kriege abgeschlossen wird, soll ein typischer Zug des holländischen Charakters erwähnt werden. Die Holländer haben eine besondere Sympathie und Neigung für die unterliegende Partei. Jeder, der zu Recht oder zu Unrecht Opfer einer Übermacht wird, kann der holländischen Sympathie gewiss sein. Der Taugenichts, der auf die Polizeiwache mitgenommen wird, kann bestimmt damit rechnen, dass die Menge gegen den Polizisten Partei ergreift. Als Belgien und Frankreich im Jahre 1914 unter der deutschen Invasion litten, war die öffentliche Meinung Hollands in Bausch und Bogen auf der Seite von Frankreich und Belgien. Als aber die Umstände sich geändert hatten und man Deutschland als Opfer der Erpressungen des Versailler Vertrags betrachtete, als das Rheinland und das Ruhrgebiet besetzt wurden, fühlten die Holländer tief mit ihren östlichen Nachbarn mit. In neuester Zeit fand derselbe Charakterzug einen treffenden Ausdruck, als die ganze Bevölkerung mit der Regierung an der Spitze dem Hilfswerk für das

unglückliche Finnland spontan grosse Beiträge zur Verfügung stellte. Der Ursprung dieses merkwürdigen Zuges, dieser bisweilen irreföhrleiteten Form der Ritterlichkeit, braucht hier nicht erörtert zu werden. Vielleicht liegt er in jenen Tagen, wo die Niederlande, selbst unterdrückt, eine tiefe Abneigung fassten gegen jede Gewaltanwendung dem Schwachen gegenüber. Wie dem auch sein mag, es bleibt Tatsache, dass nach Deutschlands Zusammenbruch im Jahre 1918 die Holländer viel dazu beitrugen, das deutsche Leiden zu erleichtern.

II.

STURMZEICHEN

Den Haag

Wir haben jetzt den Hintergrund für das Drama gemalt, dessen Schauplatz Holland ist, und zwar besonders die königliche Residenz: Den Haag. Zweifellos kennen viele Leser diese reizvolle Stadt, die ein französischer Schriftsteller einst treffend das grösste und schönste Dorf Europas genannt hat. Und in der Tat, ein Dorf ist sie immer geblieben in ihrer merkwürdig ruhigen Atmosphäre. Es ist etwas Gemächliches im Benehmen ihrer Bürger. Der anspruchslose Charakter ihrer einfachen Häuser, der verhältnismässige Mangel an grossen, auffallenden Gebäuden, ihr peinlich reinliches Äusseres und ihre klare Schönheit, alles trägt zum Eindruck des Friedens und des glücklichen Lebens bei. In Holland ist Den Haag vor allem das Zentrum der Regierungstätigkeit, der Sitz des Parlaments, für das die Holländer den ruhmreichen alten Namen der Generalstaaten beibehalten haben, die Nachkommen der «Hochmögenden» aus vergangenen Tagen. Hier residiert die Königin während eines Teils des Jahres im anspruchslosen Palast am Noordeinde, einem Monument des einfachen Lebens und der ruhigen Würde Hollands. In der Nähe, jenseits eines parkähnlichen Waldes mit schönen Bäumen, liegt das alte «Huis ten Bosch», das «Haus im Walde», einst die Residenz des niederländisch-englischen Königspaares Willem und Mary. Hier wurden am Ende des sieb-

zehnten Jahrhunderts wichtige Entscheidungen getroffen, welche einen überwiegenden Einfluss auf die Geschichte dieses Kontinents ausübten; eine königliche Residenz im wahren Sinn des Wortes, trotz ihres kleinen Umfangs. In der internationalen Sphäre verleiht die Anwesenheit des Diplomatischen Korps dem Haager gesellschaftlichen Leben Farbe.

Die besondere Bedeutung der Stadt für die Welt kommt in den anmutigen Spitzen des Friedenspalastes zum Ausdruck, der dank der Freigiebigkeit des grossen amerikanischen Industriemagnaten Andrew Carnegie gebaut werden konnte. Hier ist der Sitz des Welthofes, des Ständigen Schiedsgerichtshofes, der Haager Akademie für internationales Recht und der schönsten Bibliothek der Welt auf dem Gebiete des internationalen Rechts und der-Politik. Amerikanische Grossmut hat hochherzig zur Gründung und Erhaltung dieses bemerkenswerten Instituts beigetragen. Hier schlägt wirklich der Puls des Weltgefühls für internationale Gerechtigkeit.

Rund um Den Haag herum liegen die fruchtbaren Gefilde Hollands mit ihren grünen Wiesen und Blumenfeldern, ihren Dörfern und Städten, ihren breiten Flüssen und den noch breiteren Flussmündungen, ihren zahllosen Wasserwegen jeder Grösse, überflutet von dem charakteristischen mild-klaren Licht, unter einem Himmel aus Perlmutter. Die heitere Ruhe der Atmosphäre ist im Einklang mit der friedliebenden Natur der Einwohner. War es nicht Friedrich der Grosse, der behauptete, die Holländer seien wesentlich friedliebende Leute und Krieger nur, wenn die Umstände sie dazu zwingen? Sie sind ein Volk von Kaufleuten und Seefahrern, von kühnen Fischern, fortschrittlich in Landwirtschaft und Industrie. Ihre Gelehrten und Hochschulen haben jahrhundertlang freigiebig zum gemeinsamen Fonds des menschlichen Wissens beigetragen. Als Nation sind sie tief religiös, die Toleranz aber haben sie immer zu ihrer Haupttugend gemacht.

Im Jahre 1939 hatte dieses glückliche Volk genau ein Jahrhundert des Friedens gekannt. Hundert Jahre vorher war der klägliche Kampf mit Belgien zu Ende gegangen, und seither hatte kein anderer Krieg das Land heimgesucht. Natürlich kannte auch Holland nationale Probleme. Die Weltwirtschaftskrise, die 1929 anfang, hatte die ökonomische Lage tief beeinflusst. Noch immer war die Arbeitslosigkeit beträchtlich; die Steuerlast war schwer. Auf dem Gebiete der Aussenpolitik aber schien die Lage befriedigend. Es gab keinen Konflikt mit irgendeiner Nation, gross oder klein, und es schien kein besonderer Grund vorzuliegen, an einer weiteren friedlichen Entwicklung zu zweifeln.

Und doch herrschte, als jene ersten Monate des Jahres 1939 vorübergingen, ein wachsendes Gefühl des Unbehagens. Das nationalsozialistische Deutschland war in Europa im Anmarsch. Schon hatte es Österreich. Die Tschechoslowakei war aufgeteilt und die Tschechen waren unterworfen. Die Lage Polens wurde immer gespannter, was bedrohliche Rückwirkungen auf die Beziehungen zwischen Deutschland einerseits und Frankreich und Grossbritannien andererseits zur Folge hatte. Was würde das Ende dieser gespannten Situation sein? Die holländische Regierung betrachtete die Lage mit Unruhe. Wie so viele andere demokratische Länder hatte Holland auf Kosten seiner Verteidigung Einsparungen gemacht. Anstatt das Geld für Rüstungen auszugeben, benützte man es, um die soziale Lage der Industriearbeiter und Bauern zu verbessern, um das Erziehungswesen zu entwickeln, um Brücken und Strassen zu bauen. Nun sollten rasch die Versäumnisse auf dem Gebiete der militärischen Vorbereitungen nachgeholt werden.

Nichtsdestoweniger schien es gar nicht sicher, dass der Krieg ausbrechen würde. Würde Deutschland einen Erfolg erzwingen und es wagen, die vereinten Kräfte Grossbritanniens, Frankreichs und Polens herauszufordern? Wie so viele Menschen überall, zweifelten zahlreiche nachdenkliche Holländer daran. Die Aussicht schien zu

schrecklich, und es ist eine allgemein verbreitete menschliche Schwäche, nicht zu glauben, eine so unheilvolle Entwicklung sei unvermeidlich, bis sie wirklich da ist. Aus dem Frühling wurde Frühsommer. Die Tulpen Hollands blühten ebenso herrlich wie in so manchem friedlichen Jahre vorher; das Land atmete ruhiges Gedeihen. Was, mit Ausnahme der aussenpolitischen Spalten der Zeitungen, schien auf Krieg hinzuweisen?

Ernennung zum Aussenminister

In dieser Atmosphäre reisten an einem Tag im Juni meine Frau und ich nach Bern. Einige Zeit vorher war ich für den Posten eines Gesandten Ihrer Majestät in der Schweiz bezeichnet worden, und wir reisten dorthin, um ein passendes Haus zu finden, wo die Gesandtschaft installiert werden konnte. Bald fanden wir, was wir suchten: ein reizendes Haus mit eigenen Anlagen an der Peripherie der malerischen alten Schweizer Bundesstadt. In jenem Augenblick schien das Leben wirklich sehr schön. Wir freuten uns auf den interessanten Posten in einem schönen Lande, das wir beide gern hatten und gut kannten, inmitten einer verwandten Bevölkerung, die mit den Niederlanden durch die gemeinsame Liebe zu freien nationalen Einrichtungen und jahrhundertealte Freundschaft verbunden ist. Glücklicherweise machten wir Pläne für unser zukünftiges Heim, ordneten alles an für seinen Schmuck und seine Ausstattung, angefangen von Teppichen und Vorhängen bis zum Champagner für den Empfang der niederländischen Kolonie am Geburtstag der Königin, am 31. August.

Wir planten, ungefähr Mitte August einzuziehen. Es würde eine willkommene Änderung sein nach der jahrelangen Tätigkeit im Haager Aussenministerium.

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Ende Juli entstand

eine unerwartete Kabinettskrise. Gerade im Augenblick, als wir unsere Wohnung im Haag verliessen, klingelte das Telephon. Der Staatsminister, der ersucht worden war, eine neue Regierung zu bilden, wünschte mich zu sehen. Jenen Sonntag werde ich nicht vergessen.

Jonkheer de Geer empfing mich in seinem Garten und bat mich ohne viele Umschweife, das Portefeuille des Auswärtigen im neuen Kabinett zu übernehmen. Das war sehr ehrenvoll, aber ich wehrte mich, es anzunehmen. Nahezu zwanzig Jahre lang hatte ich im Aussenministerium gearbeitet und wusste ganz genau, welche Last die Leitung jenes Departements in sich schloss. Einige seiner Leiter, fähige Leute mit den besten Absichten, hatten für ihre mühsame Arbeit beträchtliche öffentliche Kritik geerntet. Andere, die ich gekannt hatte, waren übermässig schnell vor Anstrengung gealtert. Wieder andere, ausgezeichnete Beamte, errangen wenig Erfolg im Parlament. Sollte ich auf meine Schweizerpläne verzichten wegen einer so gewagten Aufgabe?

Meine Zweifel sollten nicht lange dauern. Es wurde mir vollauf klar gemacht, dass die Neigung der Pflicht zu weichen hatte. Eine Woche nachdem ich mich vom Aussenministerium verabschiedet hatte, kam ich wieder zurück als sein Chef – nicht ohne Mut, aber von finsternen Ahnungen erfüllt. Über Europa zog sich das Gewölk rasch zusammen.

Eine Aktion der europäischen Kleinstaaten

Die deutschen Beziehungen zu Polen und infolgedessen auch zu Frankreich und Grossbritannien verschlimmerten sich zusehends. Die neue niederländische Regierung war sofort von ernstesten Befürchtungen über den Lauf der Dinge in Europa erfüllt. Das Auswärtige nahm einen breiten Raum in ihrer täglichen Tätigkeit ein.

Unter der begeisternden Führung der Königin versuchte die Regierung angestrengt, nichts ungetan zu lassen, was imstande wäre, das Unheil abzuwenden. Zur gleichen Zeit wurden alle Massnahmen getroffen, um bereit zu sein, falls das Schlimmste geschehen würde. In Belgien waren König Leopold und seine Minister im selben Sinne tätig. Nachdem sie sich mit der holländischen Regierung beraten hatte, unternahm die Regierung Belgiens einen ersten Schritt, in der Hoffnung, dass diese Initiative zu einer friedlichen Lösung führen möchte. Man erwartete wenigstens die Spannung lockern zu können, um freundschaftliche Unterhandlungen zwischen den Mächten, die in einen anscheinend akut gefährlichen Streit verwickelt waren, zu ermöglichen. In der Einsicht, dass ein grösserer bewaffneter Konflikt in Europa die friedliche Existenz und die wirtschaftliche Wohlfahrt der europäischen Kleinstaaten ernsthaft gefährden würde, und vom Wunsche geleitet, nichts unversucht zu lassen, um den Frieden zu bewahren, überreichte die Regierung in Brüssel Einladungen an die Regierungen der Niederlande, Dänemarks, Finnlands, Luxemburgs, Norwegens und Schwedens zu einer Konferenz, die in der belgischen Hauptstadt abgehalten werden sollte, um zu erörtern, was getan werden könnte, um den Lauf der Ereignisse zu beeinflussen. Demzufolge versammelten sich die Aussenminister jener Länder am 23. August in Brüssel. Auch die Schweiz hätte man gerne auf jener Konferenz willkommen geheissen, aber der Bundesrat teilte mit, dass die gewissenhafte Politik der ewigen Neutralität, welche sich aus der internationalen Stellung der Schweiz ergab, sein Land an der Teilnahme hinderte, trotz der Sympathie für die Sache, die auf dem Spiele stand.

Diese Zusammenkunft hatte etwas Ergreifendes, sogar Dramatisches. Der tüchtige belgische Premierminister, Herr Pierlot, und der Aussenminister, Herr Spaak, ein grundehrlicher, in seinem Vortrat felsenfester Mann, traten als Gastgeber auf. Es waren da: der

dänische Aussenminister, Herr Munch, gealtert in der Verfolgung einer Politik fast vollständiger Abrüstung, die seiner Meinung nach für sein Land die einzig mögliche war; Herr Bech, während so vieler Jahre Chef des Aussenministeriums der Grossherzogin von Luxemburg; aus Norwegen Herr Koht, dessen ernste, etwas asketische Miene irgendeine Person aus einem Drama Ibsens ins Gedächtnis rief; die findige, energische Persönlichkeit des Herrn Sandler, des Aussenministers König Gustavs; der finnische Vertreter, der grosse, breitschultrige Herr Erkko, dessen Land damals noch so sicher schien und doch vor Jahresende in einen heroischen Kampf mit Russland verwickelt werden sollte; und schliesslich ich selbst. Alle diese Männer hatten nur einen Gedanken: alles zu tun, was in ihrer Macht stand, um den Kriegsausbruch zu verhindern. Sie hatten die tiefe Überzeugung, dass das Ziel, welches sie zu erreichen suchten, das Beste war, das man Europa wünschen konnte. Ihre Stimme rief und betete für den Frieden. Zur gleichen Zeit aber waren ihre Herzen von Furcht erfüllt, denn die Wolken, die den Horizont verfinsterten, waren schwärzer als je. Das unerbittliche Schicksal gegen menschliche Hoffnung und Bemühung – die Tragödie schien bevorzustehen.

Es war diesen Männern klar, dass ehrgeizige Pläne nutzlos und zum Scheitern verurteilt waren. Die Konferenz kam zu dem Schluss, dass ein dringender Aufruf vom König der Belgier in seinem eigenen Namen und im Namen der an der Konferenz vertretenen Staatshäupter, alles war, was sie nützlichweise Vorschlägen konnte. Der Text dieser Aufforderung wurde abgefasst und der Genehmigung des Königs unterbreitet. An jenem Abend erliess König Leopold, umgeben von den Mitgliedern der Konferenz, die sieben friedliebende Kleinstaaten Europas vertraten, durch Rundspruch folgenden Appell aus dem königlichen Palast in Brüssel:

«Heere sammeln sich zu einem schrecklichen Kampf, der weder

Sieger noch Besiegte kennen wird. Die öffentliche Meinung in allen Ländern ist beunruhigt. Darum erlasse ich, im Namen Seiner Majestät des Königs von Dänemark, des Präsidenten der Republik Finnland, Ihrer Königlichen Hoheit der Grossherzogin von Luxemburg, Seiner Majestät des Königs von Norwegen, Ihrer Majestät der Königin der Niederlande und Seiner Majestät des Königs von Schweden, sowie in meinem eigenen Namen, jeder von uns in Übereinstimmung mit seiner Regierung, diesen Appell. Wir äussern die Hoffnung, dass die anderen Staatsoberhäupter ihre Stimmen mit den unsrigen vereinen werden in der gleichen Hoffnung auf Frieden und Sicherheit für ihre Völker.

Die Welt lebt in einer derartigen Periode der Spannung, dass die Gefahr besteht, dass jede internationale Zusammenarbeit unmöglich wird. Die kleinen Länder sehen sich der Furcht vor einem Konflikt gegenübergestellt, in welchen sie trotz ihres Willens, ihre Neutralität und ihre Unabhängigkeit zu wahren, hineingezogen werden könnten. Mangel an Vertrauen herrscht überall. Aber es gibt kein Volk, das seine Kinder in den Tod schicken möchte. Alle Staaten haben dasselbe Interesse. Die Zeit drängt. Falls wir länger warten, wird es schwieriger werden, unmittelbare Beziehungen herzustellen.

Wir wollen Frieden mit Achtung der Rechte aller Nationen. Es ist unser Wunsch, dass die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Nationen der Versöhnung in einem Geiste des guten Willens entgegengeführt werden. Morgen werden hunderte Millionen Menschen hoffen, dass die Meinungsverschiedenheiten, welche die Staatsoberhäupter trennen, in Versöhnung geschlichtet werden möchten. Mögen jene, in deren Händen das Schicksal der Völker liegt, sich bemühen, die sie trennenden Differenzen friedlich auszugleichen.»

Früh am nächsten Morgen reisten alle, die an der Konferenz teilgenommen hatten, schnellstens in ihre Hauptstädte zurück. Es

war eine ausserordentliche Abreise: schwere Gewitterwolken hatten sich wie ein Bahrtuch über Brüssel gelegt. Überall blitzte es, unter ununterbrochenem Getöse betäubten brüllende Donnerschläge unsere Ohren. Das Zentrum des Gewitters schien rund um uns herum in den Strassen der Stadt selbst zu lagern; in kürzester Zeit hatte ein Wolkenbruch die tieferliegenden Stadtteile überschwemmt. In dieser Sintflut, welche die Erinnerung an eine Überschwemmung der Vorzeit wachrief, begaben mein Sekretär und ich uns auf den Weg nach dem Haag. Ab und zu wurde es unmöglich, mehr als vierzig Meter weit zu sehen. Wild tobte das Gewitter; es schien ein Vorzeichen dessen, was vierzehn Tage später kommen sollte.

Eine dringliche Botschaft der deutschen Regierung

Zwei Tage gingen vorüber. Die Spannung in Europa wuchs täglich. Am Samstag, dem 26. August, fragte der deutsche Gesandte, ob ich ihn am selben Tag empfangen könnte: er müsse mir eine dringliche Botschaft seiner Regierung übermitteln. Ich empfing ihn ohne Verzug, und dies war die Botschaft, welche er auszurichten beauftragt war:

«Wir sind entschlossen, den Niederlanden gegenüber eine Haltung einzunehmen, entsprechend welcher, gemäss den traditionellen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern und mit gebührender Rücksicht auf die wohlbekannte niederländische Unabhängigkeitspolitik, die Unverletzlichkeit und Integrität der Niederlande unter keinen Umständen verletzt und das holländische Gebiet zu jeder Zeit respektiert werden wird. Dagegen erwarten wir unsererseits als selbstverständlich, dass die Niederlande im Falle eines bewaffneten Konflikts uns gegenüber eine völlig neutrale Haltung beobachten werden. Dies schliesst vor allem

in sich, dass Holland, im Gegensatz zu jeder Duldung irgendeiner Verletzung seiner Neutralität seitens einer dritten Partei, jeder derartigen Verletzung mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Widerstand leisten wird. Falls aber, entgegen unseren Erwartungen, die Haltung der Niederlande einer derartigen Verletzung ihrer Neutralität gegenüber eine andere sein würde, so versteht es sich von selbst, dass wir sodann verpflichtet wären, unsere Interessen zu sichern, je nachdem die alsdann entstandene Lage es erheischen wird.»

Augenscheinlich schien dies eine für die Niederlande beruhigende Botschaft. Zur gleichen Zeit schloss sie sehr deutlich ein, dass Deutschland, wenn es auch nicht in Wirklichkeit einen bewaffneten Konflikt herauszufordern beabsichtigte, mit dem Ausbruch eines solchen rechnete. Bei näherer Prüfung aber konnte man sehen, dass sie Schlupflöcher enthielt. Was sollte das heissen: «Verletzung der Neutralität Hollands seitens einer dritten Partei»? Würde es genügen, dass Deutschland behauptete, eine solche Verletzung habe stattgefunden, um es zu rechtfertigen – selbst wenn es für jeden unparteiischen Beobachter überhaupt keine Verletzung gab –, Gewaltmassnahmen den Niederlanden gegenüber zu ergreifen? Die Ereignisse haben später gezeigt, dass man nicht einmal dies für notwendig hielt. Als Hitler im Begriffe war, in Holland einzumarschieren, behauptete er nicht, es habe eine Verletzung der Neutralität Hollands stattgefunden, sondern nur, dass er wisse, dass in irgendeiner Gestalt gegen diese Neutralität ein Verstoss sich vorbereite und dass die Regierung der Niederlande dies wüsste.

Wie dem auch sein möge, es war sicher ein Fall, wo jede Frage über den wirklichen Sinn dieser zwiespältigen Mitteilung unbeantwortet gelassen oder ausweichend beantwortet worden wäre. Deshalb nahm ich die Erklärung des deutschen Gesandten ohne jegliche Frage entgegen. Dann fuhr er fort mit der Mitteilung, dass er, um diese deutsche Erklärung feierlicher zu gestalten, beauf-

tragt sei, zu ersuchen, sie vor der Königin persönlich wiederholen zu dürfen.

In der Zustimmung zu diesem Gesuche, soweit diese von mir abhängig war, konnte ich nur Vorteile sehen. Wenn Deutschland je unter irgendeinem Vorwand den Entschluss fassen würde, unsere Neutralität zu verletzen, so wäre diese Verletzung um so schwerwiegender, wenn der angeführte Wille, unsere Stellung zu respektieren, in Anwesenheit der Königin feierlich gelobt worden war. Ich fragte darum sofort, ob Ihre Majestät bereit wäre, den Grafen von Zech zu empfangen. Da die Antwort bejahend war, hatte der deutsche Gesandte in meiner Gegenwart eine Audienz bei der Königin. Ich entsinne mich jener wenigen Minuten ganz deutlich. Ihre Majestät sass bewegungslos, während der deutsche Diplomat abermals den Text, den er zu übermitteln beauftragt war, vorlas. Als er fertig war, machte die Königin keine Bemerkung, sondern sagte nur, dass sie die Botschaft zur Kenntnis genommen hätte, und beendete, nachdem sie sich während einiger Minuten mit dem Grafen von Zech in ein Gespräch eingelassen hatte, die Audienz. Der Eindruck, den diese Unterredung bei mir hinterliess, war voll unbehaglicher Ahnungen.

Die Erklärung der englischen Regierung

Weniger als eine Woche später, am 1. September, überreichte der britische Gesandte mir seitens seiner Regierung eine Erklärung ähnlichen Charakters, in welcher der Mangel an Umschreibungen einen besseren Eindruck machte:

«Wenn im Falle eines europäischen Krieges die Niederlande eine Haltung der Neutralität beobachten, wird Seiner Majestät Regierung, in Übereinstimmung mit ihrer traditionellen Politik, fest entschlossen sein, diese Neutralität völlig zu respektieren, vorausgesetzt, dass sie von andern Mächten respektiert wird.»

Frankreich hat nie eine derartige Erklärung abgegeben. Dies war ein Grund für die holländischen Nationalsozialisten, mich in ihrer Tageszeitung heftig zur Rede zu stellen, dass ich keine derartige Erklärung erlangt hätte. Ich beschloss, nicht zu antworten, tun ihnen nicht zu viel Ehre zu erweisen. Zwei Monate später aber, als eines der wenigen nationalsozialistischen Mitglieder des Parlaments aus demselben Grund die Regierung und mich besonders tadelte, brachte ich ihm die Tatsache in Erinnerung, dass Belgien zwischen Frankreich und den Niederlanden gelegen sei und dass darum, da Belgien von Frankreich ein Unverletzlichkeitsversprechen erhalten habe, der ehrenwerte Abgeordnete das Opfer einer merkwürdigen Verwirrung geworden zu sein scheine. Entweder glaube er an den Wert des französischen Versprechens Belgien gegenüber – und wie würde Frankreich dann je etwas gegen Holland unternehmen können –, oder er glaube einem solchen Versprechen nicht. Wie könne er in diesem Falle einem Versprechen der gleichen Art, das von derselben Macht Holland gegeben worden sei, irgendeinen Wert beilegen? Dies brachte die Diskussion zum Abschluss.

Inzwischen war die niederländische Regierung immer mehr davon überzeugt, dass die Kriegskatastrophe zwischen den Grossmächten bevorstand und ergriff dementsprechend ihre Massnahmen. Als die Spannung wuchs, sogar vor dem 20. August, wurden stufenweise Massnahmen militärischen Charakters getroffen, um die Verteidigung des Landes in Bereitschaft zu setzen. Wie ernst die Regierung die Lage betrachtete, kann nicht treffender erläutert werden als durch die Tatsache, dass, während doch im ganzen Kriege von 1914-1918, in welchem die Niederlande ihre Neutralität beibehielten, kein Streifen Land unter Wasser gesetzt worden war, um die Armee zu unterstützen, diesmal Deiche durchstochen und grosse Strecken des Landes schon in den letzten Augusttagen überflutet wurden.

Einige Worte hinsichtlich der Rolle, welche die Überschwemmungen im Verteidigungssystem der Niederlande spielten, dürften hier angebracht sein. Überschwemmungen bilden ein typisches Element in der Verteidigung Hollands. Bekanntlich müssen Tag und Nacht grosse Anstrengungen gemacht werden, um mittels Deichen und mächtigen Pumpanlagen zu verhindern, dass breite Gebiete des Landes vom Meere oder den grossen Flüssen, dem Rhein, der Maas und der IJssel, überschwemmt werden. Wenn man eine moderne Karte Hollands mit einer vor tausend Jahren z.B. vergleicht, ist es interessant zu sehen, wie ein grosser Teil des Landes in seiner heutigen Ausdehnung allmählich durch zähe, mühsame Arbeit und grosses technisches Können vom Meere zurückgefordert wurde – und dies geht bis zum heutigen Tage weiter. Es ist ein Jahr her, seit meine Frau und ich eine Autofahrt durch Gelände mit wogenden Getreidefeldern auf beiden Seiten der Strasse machten; über der gleichen Stelle hatten wir manchen glücklichen Tag im Segelboot verbracht – keine fünf Jahre vorher, als das Land noch auf dem Boden der Zuidersee lag. Die malerische Insel Urk ist keine Insel mehr und wird jetzt im Auto erreicht. Breite Strecken wertvolles und fruchtbares Land sind so dem Lande hinzugefügt worden – der einzige Weg, auf welchem Holland je seinen «Lebensraum» auszudehnen wünschte.

Dies erklärt, warum sehr beträchtliche Landstrecken unter dem Meeresspiegel liegen. Eine so grosse Rolle spielt das Wasser in unserem Lande, dass die Niederlande sogar ein besonderes Regierungsdepartement mit einem Minister an der Spitze gebildet haben, das sich «Waterstaat» nennt, d.h. sich mit Wasserregulierung und Verkehr zu befassen hat. Wasser hatte einen grossen Einfluss auf die Bildung des holländischen Nationalcharakters: es hat in der holländischen Rasse Beharrlichkeit, zielbewusste Ausdauer, Geduld und Mut erzeugt. Oft in der Vergangenheit haben Wasserfluten das holländische Land zerstört; aber wenn das Wasser auch immer

ein gefährlicher Feind gewesen ist, so hat doch dieses unsichere Element, nicht nur, indem es die obenerwähnten Eigenschaften hervorbrachte, sich als Wohltäter des niederländischen Volkes erwiesen. Denn in Kriegszeiten haben Überschwemmungen den Holländern oft in der Geschichte grosse Dienste geleistet. Sogar für eine moderne Armee, wie es der deutsche Feldzug in Holland vom Mai 1940 bestätigt hat, sind überschwemmte Gebiete ein sehr ernstes Hindernis. Machten im letzten Krieg die Yserüberschwemmungen es den Belgiern nicht möglich, bis zum Waffenstillstand jenen letzten Streifen ihres Territoriums in Flandern zu besetzen, wo König Albert und seine tapferen Soldaten standhielten bis zum allerletzten?

Um ein militärisches Hindernis ersten Ranges zu bilden, braucht eine Überschwemmung nicht tief zu sein; es genügen nur ein bis anderthalb Meter Wasser. Wenn am Boden Stacheldrahtknäuel gelegt sind, wird sie noch wirksamer. Überall, wo die Art des Geländes es zuliess, waren Überschwemmungen vorbereitet; durch die technische Gewandtheit der holländischen Sappeure und des Personals vom Waterstaat sogar an Stellen, wo keine natürlichen Voraussetzungen vorhanden waren. Als im Mai 1940 der deutsche Angriff auf Holland fünf Tage lang aufgehalten wurde, war die Tatsache, dass die überschwemmten Gegenden einen Frontangriff nahezu unmöglich machten, einer der entscheidenden Faktoren.

Mobilmachung

Die Mobilmachung der niederländischen Armee und der Marine wurde in vier oder fünf aufeinanderfolgenden Etappen vorgenommen. So schien ein Überrassungsangriff, ein blitzartiger Schlag seitens Deutschlands oder auch irgendeiner anderen Macht nicht in Frage zu kommen. Es soll hier betont werden, dass die

niederländische Regierung sowohl Massnahmen an der Meeres-, wie an der Landgrenze des Staates ergriff; während hier die Armee Vorzügliches leistete, waren der Küste entlang unsere See-streitkräfte hervorragend. Auf diese Weise gab das Land seinen festen Entschluss kund, eine gutausgeglichene Neutralität zu beobachten, selbst bevor der eigentliche Krieg rundherum begonnen hatte.

Während die Königin und ihre Minister sich darauf vorbereiteten, durch kein unvorhergesehenes Kriegsereignis überrascht zu werden, bemühten sie sich noch immer, den Krieg abzuwenden. Als der Appell der europäischen Kleinstaaten, vom König der Belgier am 23. August am Radio ausgesprochen, ohne Antwort blieb, unternahmen Königin Wilhelmina und König Leopold unter Mitwirkung ihrer Regierungen einen zweiten Schritt, damit nichts, was in ihrer Macht stand, ungetan gelassen würde, um möglicherweise dem Ausbruch eines bewaffneten Konfliktes vorzubeugen. Schnelle Besprechungen fanden statt zwischen Brüssel und dem Haag.

Am Abend des 28. August wurden die diplomatischen Vertreter Deutschlands, Frankreichs, Grossbritanniens, Italiens und Polens in Brüssel von meinem belgischen Kollegen, Herrn Spaak, und im Haag von mir selbst eingeladen, eine Mitteilung in Empfang zu nehmen. Es war ungefähr Mitternacht, als ich die Diplomaten, die ins Aussenministerium gerufen waren, empfing. Ich sah sie getrennt und sagte ihnen, dass die Königin, sowie der König der Belgier bereit wären, gemeinsam ihre guten Dienste anzubieten, um eine Annäherung zwischen den voraussichtlichen Parteien eines Konfliktes zu bewerkstelligen, falls die Mächte, an die die Mitteilung gerichtet war, es wünschten.

Weder in Holland noch in Belgien wurde dieses Angebot damals in irgendeiner Weise veröffentlicht, um zu vermeiden, dass Vorbesprechungen vereitelt würden. Der erste Pressebericht über

das Angebot kam vom Ausland, wo die Initiative der beiden Souveräne wenig mehr als einer höflichen Würdigung begegnete. Wenn dies leider den Kriegausbruch nicht hat verhindern können, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Königin und König Leopold durch dieses Angebot alles getan haben, was in ihrer Macht war, um den Frieden zu bewahren. Ihr Gewissen und dasjenige ihrer Minister konnte ruhig sein.

III.

INSEL DES FRIEDENS

In Holland hat der 31. August eine ganz eigene Bedeutung: es ist der Geburtstag der Königin, ein Nationalfeiertag für jedermann. Von jedem Haus flattern Fahnen, die Regierungsgebäude sind geschmückt und am Abend beleuchtet, die Strassen und Plätze, wo die Musik spielt, gedrängt voll froher, gutmütig zusammengepferchter Menschenmengen. Die Springbrunnen am schönen Vijverberg im Haager Zentrum glitzern im Schein der «Oranien-sonne» – zu Ehren Ihrer Majestät so benannt –, welche fast immer ihr Versprechen erfüllt hat, diesen Tag zu einem strahlenden Fest für die ganze Nation zu machen.

Nie war der Geburtstag der Königin mit allgemeinerer und aufrechterer Freude gefeiert worden als im Vorjahr, wo er mit dem vierzigsten Jahrestag ihrer Regierung zusammenfiel. Es war, als ob alle ihre Untertanen für ihre Weisheit und Zurückhaltung und für ihr tiefes Verständnis für die Nöte des Landes, das sie, die Fürstin mit der längsten Regierungszeit der Welt, immer zeigte, ihren Dankeszoll entrichten wollten. Die Feiern vom 31. August 1938 und den folgenden Tagen gaben der Aussenwelt das Bild einer Nation, geeint in der gemeinsamen Liebe zu ihrer Unabhängigkeit und ihren freien Institutionen, der Fortsetzung ihrer alten Freiheiten, deren treuer und selbstloser Hüter das Haus Oranien immer gewesen ist.

Der Gegensatz des Geburtstages der Königin im Jahre 1939 mit

den glücklichen Tagen des Vorjahres war auffallend. An Stelle des Jubels herrschte politische Düsterei, die ihre Schatten auf die Feier warf. Die Ferienstimmung fehlte völlig. Die Atmosphäre schien mit Elektrizität geladen. Die Leute in den Niederlanden hatten das Gefühl, von hochexplosivem Sprengstoff umgeben zu sein; würde der Funke entzündet werden, der die Umwelt in hellen Flammen auflodern liesse? So viele der unter die Fahnen gerufenen Männer und Söhne waren weit von ihren Heimstätten und bewachten jetzt die Küsten, die Landesgrenzen oder lebenswichtige Stellen im Innern: das schon genügte, jede wirkliche Fröhlichkeit fernzuhalten von diesem traurigsten Geburtstag, den die Königin je gekannt hatte.

Während der wenigen letzten Augusttage schwankte Holland, zusammen mit der übrigen Welt, zwischen Hoffnung und Furcht. Dass die westlichen Demokratien den Krieg nicht wünschten, davon war jedermann fest überzeugt. Dass Deutschland den Krieg nicht wünschte, stand ebenso fest, mit dem äusserst wichtigen Unterschied, dass die Führer Deutschlands bereit waren, bis zum äussersten zu gehen, auch wenn sich auf diese Weise der Krieg als unvermeidlich herausstellen würde. Ein Teil des deutschen Volkes unterstützte seinen Führer fanatisch, während die andern zum Schweigen gezwungen oder apathisch waren. Es war jedoch sicher, dass die Nation ihren nationalsozialistischen Herren zu folgen bereit war, wohin diese sie auch führen würden.

Kriegsausbruch

Als wir am Freitag, dem 1. September abends im Familienkreis dem Radio zuhörten, vernahmen wir eine wichtige Funkspruchmitteilung aus Berlin hinsichtlich der gespannten Beziehungen zwischen Deutschland und Polen. Sie war so verfasst, dass die Er-

wartung sich zu rechtfertigen schien, es könnten selbst so heikle Fragen wie die Danzigs, des polnischen Korridors und der Behandlung der Minderheiten durch Unterhandlung gelöst werden. Am frühen Morgen des nächsten Tages aber wurden diese letzten Hoffnungen vernichtet durch die Nachricht, dass die deutschen Truppen in Polen einmarschiert waren und dass die polnische Armee Widerstand leistete. Noch einmal schien der Krieg Europa mit seinen Schrecken überschütten zu wollen. Und wirklich brachte der nächste Tag die Nachricht, dass England zuerst und dann Frankreich, in Verwirklichung ihrer Garantie für Polen, erklärt hatten, dass zwischen ihnen und Deutschland Kriegszustand bestehe.

Im Vorgefühl dieser Entwicklung war ich an jenem schönen Sonntagmorgen frühzeitig in mein Büro gegangen. Der Kontrast zwischen der Pracht jenes Nachsommertages und all den Schrecken, die da kommen würden, musste dem schwerfälligsten Geist auffallen. Mein treues Personal im Ministerium, alles Männer von Erfahrung und Zuverlässigkeit, wenig an der Zahl, aber unübertroffen an Wert, war zugegen, um alle die Massnahmen auszuführen, welche vor einiger Zeit vorbereitet worden waren. In der Annahme, dass wir jedenfalls anfangs nicht in den Konflikt hineingezogen werden würden, prüften wir zum letzten Mal die Neutralitätsproklamation, welche beim Ausbruch eines Krieges sofort veröffentlicht werden sollte. Dieses Dokument war sehr gewissenhaft von einigen der besten Juristen des Landes entworfen worden: im Falle eines Krieges zwischen dritten Mächten sollte es den Status der Niederlande genau bestimmen und die Anordnungen aufstellen, welche seine neutrale Stellung auf sorgfältig festgesetzte Bestimmungen des internationalen Rechts gründeten. Die Holländer haben nie die Meinung geteilt, das internationale Recht wäre zu wenig bestimmt formuliert, um als Grundlage für internationale Beziehungen dienen zu können. Im Gegenteil, sie waren der Ansicht,

dass die Bestimmungen des Völkerrechts mit genügender Genauigkeit festgesetzt werden könnten, um von jeder Regierung, die geneigt ist, sie zu beachten, angenommen zu werden. Im Weltkrieg beruhte die neutrale Haltung der Niederlande auf dem internationalen Recht und auf nichts anderem. Gegen die Eingriffe in die Stellung Hollands, die sich aus den Interessen der Kriegführenden ergaben, hatte Holland in jener schwierigsten Periode immer Zuflucht zu den Rechtsvorschriften genommen als der einzig unparteiischen und objektiven Instanz, um zu erfahren, welches seine Rechte und Pflichten und welches die der Kriegführenden waren. Wir beabsichtigten von neuem, dieses Verfahren zu befolgen, indem wir das Recht und nicht irgendeine opportunistische Auffassung zu unserem führenden Grundsatz machten – und wir taten es auch.

Darum brauchte man eigentlich nur auf den Knopf zu drücken, sobald die Nachricht vom Kriegsausbruch eintraf, und die Neutralitätsproklamation wurde sofort erlassen. Diese Proklamation an alle, die sie anging, gerichtet, begann mit der Feststellung: da der Kriegszustand zwischen einer Anzahl fremder Mächte bestehe, sei die niederländische Regierung entschlossen, eine vollständige Neutralität zu beobachten; sie zählte sodann im Einzelnen auf, was diese Neutralität in sich schliessen sollte. Diese Bestimmungen sind von der niederländischen Regierung gewissenhaft befolgt worden. Niemand hat ihren Inhalt, welcher der ganzen Welt zur Kenntnis gebracht wurde, hinsichtlich der absoluten Übereinstimmung mit den angenommenen Satzungen und Grundsätzen des internationalen Rechts angefochten. Keine einzige Macht, Deutschland nicht ausgenommen, hat je einen berechtigten Grund zu einer Klage gehabt, dass diese selbstaufgelegten Neutralitätsbestimmungen nicht unparteiisch und ehrlich verwirklicht worden seien. Als Deutschland uns schliesslich angriff, fühlte es sich verpflichtet, seine Zuflucht zu Schlüssen ganz anderer Art zu nehmen, um eine Rechtfertigung zu konstruieren.

Nahezu sofort trat das Parlament zusammen. Beide Kammern pflichteten der Politik der Regierung bei und gestalteten die Sitzung so zu einer eindrucksvollen Kundgebung nationaler Einheit. Selten hatte das Land mehr zusammengehalten als bei diesem Anlass. Diese vollständige Übereinstimmung der Meinungen hinsichtlich der Aussenpolitik zwischen Regierung und Parlament blieb während der ganzen Periode der holländischen Neutralität vorherrschend; nur die kleine, aber laute Gruppe unserer Nationalsozialisten sorgte hie und da für einen Misston. Als ich im November 1939 in der Zweiten Kammer den Voranschlag für 1940 für das Aussenministerium zu verteidigen hatte, spendeten die Abgeordneten der Erklärung, die ich bei dieser Gelegenheit gab, Beifall, und die Vertreter aller Parteien besiegelten ihre Einstimmung mit den Richtlinien der Regierung, indem sie am Schluss meiner Rede zu mir kamen und mir die Hand schüttelten. Dasselbe ereignete sich, als ich zwei Monate später den Voranschlag durch die Erste Kammer steuern musste. Wie in jeder gesunden Demokratie, gab es Kritik zu diesem oder jenem Punkt der Regierungspolitik, aber hinsichtlich der aussenpolitischen Leitung des Landes gab es praktisch keine.

Rückwirkungen des Krieges auf die Neutralen

Kaum hatte der Krieg mit dem deutschen Angriff auf Polen angefangen, da begannen unsere Verdriesslichkeiten als neutraler Staat. Bei einem Krieg zwischen Grossmächten ist die Stellung eines neutralen Staates in unmittelbarer Nähe keineswegs beneidenswert. Das war unsere Erfahrung im Kriege 1914-1918 gewesen; es wurde uns dies einmal mehr in jenen letzten Monaten des Jahres 1939 klar. Unter solchen Bedingungen übt die Neutralität wenig Reiz auf die Phantasie aus. Sie hat nichts Romantisches

an sich, vom Heroischen ganz zu schweigen. Obwohl die Handhabung und wenn nötig das Erzwingen der Neutralität Kaltblütigkeit, Unparteilichkeit und Mut erfordert, legt sie einem eine undramatische, wenig begeisternde und im Allgemeinen undankbare Rolle auf. Und doch werden jene Leser, die den Mut gehabt haben, das erste Kapitel dieses Buches zu lesen, verstehen, dass neutral sein der einzige mögliche Weg ist, dem ein Land in der geographischen und politischen Lage der Niederlande folgen kann. Es kann nicht irgendein Bündnis mit irgendeiner Grossmacht oder Mächtegruppe eingehen, ohne sofort den Zorn einer anderen Grossmacht heraufzubeschwören, für die ein solches Bündnis einem Bann gleichkommen muss. Für ein Land in der Lage der Niederlande ist jede Politik, die keine Neutralität ist, nichts anderes als Selbstmord.

Nach dem deutschen Einfall in Holland fehlten die Stimmen in anderen Ländern nicht, welche behaupteten, dass Holland, wenn es nur zur rechten Zeit irgendein Defensivabkommen mit den Alliierten getroffen hätte, nicht das Schicksal hätte erleiden müssen, das der deutsche Angriff ihm brachte. Dieses Argument scheint ganz und gar verfehlt. Es ist nicht der geringste Zweifel möglich, dass im Augenblicke, wo Deutschland erfahren hätte (und der Himmel weiss, wie allgegenwärtig sein Nachrichtendienst ist!), dass die holländische Regierung mit den Alliierten Pläne schmiede, es sofort angegriffen hätte, lange bevor die Alliierten irgendwelche Truppen zu unserer Hilfe hätten schicken können. Ich kann feststellen, dass ich seitens verantwortlicher Leute in England sehr selten einen Mangel an Verständnis in dieser Hinsicht gefunden habe. Kein nachdenklicher Mensch, der alle Tatsachen der Lage in Betracht zieht, könnte zu einer anderen Schlussfolgerung kommen.

Das Orange-Buch

Bei zwei Gelegenheiten, einmal im November 1939 und einmal im April 1940, veröffentlichte das niederländische Aussenministerium eine Dokumentensammlung – ein sogenanntes «Orangebuch» –, welche einen Überblick über die wichtigsten Angelegenheiten, die das Ministerium im Zusammenhang mit dem Krieg behandelt hatte und die für die Veröffentlichung geeignet waren, vermittelte. Es ist schade, dass derartige Veröffentlichungen so wenig beachtet werden und die wirkliche Öffentlichkeit nicht genügend erreichen. Es sind Fundgruben für Information, sehr aufschlussreich für alle, die die Aussenpolitik wirklich verstehen wollen. Aber es scheint ihr trauriges Schicksal in allen Ländern zu sein, unbemerkt vom grossen Publikum zu bleiben und eigentlich nur den Spezialisten in die Hände zu kommen, die sie zerlegen, wie ein toter Körper vom Anatom zerschnitten wird. Unsere Orangebücher wurden nicht besser aufgenommen. Und doch gaben sie ein ausgezeichnetes Bild von den unermüdlichen Anstrengungen des niederländischen Aussenministeriums, die Waage zwischen den Kriegführenden im Gleichgewicht zu halten und das Staatsschiff sicher zwischen Scylla und Charybdis der beiden feindlichen Lager hindurchzusteuern. Diese Orangebücher bilden den unwiderlegbaren Beweis der Tatsache, dass der Geist, der die niederländische Neutralität beseelte, der einer unvoreingenommenen Unparteilichkeit war, gegründet auf das internationale Recht. Von diesem Weg hat es keine Abweichung gegeben. Vielleicht waren wir sogar nur zu gewissenhaft in der Betätigung unseres Neutralitätswillens – und zwar bis zum Schlusse. Am 4. Mai 1940, weniger als eine Woche bevor die deutsche Invasion begann, liess der Gesandte einer der kriegführenden Mächte mir eine Note zukommen mit dem Gesuch um Silhouetten unserer Flugzeuge und noch einige Details der gleichen Art. Innerhalb einer Stunde war

er im Besitz meiner Antwort, in der ich mich weigerte, ihm irgendeine derartige Nachricht zu beschaffen, obwohl ihr militärischer Wert, wenn überhaupt vorhanden, doch nur gering sein konnte. Es handelte sich um das Prinzip. Wir konnten nicht auf eine solche Anregung eingehen, welche sich schliesslich als das schmale Ende des Keils hätte erweisen können, durch den unsere Neutralität hätte gespalten werden können.

Die niederländische Regierung – und ich glaube sagen zu können: das ganze Volk – sah deutlich ein, dass eine so strenge Neutralitätspolitik weit davon entfernt war, nur Vorteile zu bieten: falls eine der kriegführenden Parteien sie nicht respektierte und uns rasch angriff, könnte ein verabredetes Vorgehen mit der andern Seite kaum in Frage kommen, so dass Hilfe in jedem Falle zweifelhaft wäre. Wie wir aber bereits darlegten, waren Generalstabsbesprechungen, von Verträgen und Abkommen mit irgendeinem Kriegführenden allein ganz zu schweigen, viel zu gefährlich, um von einem Lande in der Lage Hollands unternommen zu werden, und da es deutlich war, dass wir keine militärischen Abmachungen mit beiden Parteien zugleich treffen konnten, war der einzige Weg, der offen blieb, bei unserer Nichteinmischung zu bleiben.

Diese notwendigerweise steife Haltung, die wahrhaftig kein sanftes Ruhekissen für unsere Häupter war, verursachte fortwährende Schwierigkeiten mit beiden kriegführenden Parteien. Im Weltkrieg war es nicht anders gewesen und diejenigen, welche sich an den oft unangenehmen Briefwechsel erinnern, der damals zwischen den neutralen Mächten (den Vereinigten Staaten inbegriffen, bevor sie in den Krieg eintraten) und den beiden kriegführenden Parteien stattfand, können sich leicht vorstellen, wie es diesmal war. Die von der Regierung herausgegebenen Orangebücher liefern viel Material, das diesen Punkt erhellt. Die ununterbrochenen Streitigkeiten, die eine solche Lage hervorrief, veran-

lassten einen Zeichner der englischen Zeitschrift «Punch» dazu, einen kleinen Buben zu zeigen, der mit einem Ausdruck des Nichtverstehens seinen Vater fragt:» Du, Papa, ist ein Neutraler ein Land, mit dem beide Parteien im Krieg sind?» Es liegt eine grosse Wahrheit in diesem etwas übertriebenen Bild der Freuden der Neutralität.

Im vorigen Krieg hatte die Neutralität eine Seite gehabt, welche durch den Zwang der Umstände, nicht etwa durch angeborene Raubgier den Neutralen einigen Gewinn brachte. Man wird sich erinnern, dass manche Leute in neutralen Ländern Gewinne von bescheidenen bis zu riesigen Ausmassen machten, indem sie Waren anfertigten und verkauften, die die Kriegführenden benötigten. Diese einträgliche Seite des Bildes, so unerbaulich sie auch sein mag, fehlte in diesem Kriege ganz, denn die Kriegführenden hatten gelernt und beschränkten durch kollektive Einkäufe, Festsetzung von Maximalpreisen und andere Mittel die Möglichkeiten der Kriegsgewinnaspiranten. So wurde auf wirtschaftlichem Gebiet das Schicksal des kleinen Neutralen in Europa weniger beneidenswert als je. Er befand sich zwischen Hammer und Amboss und musste riesige Aufwendungen machen, um seinen Verteidigungsapparat in Kriegsbereitschaft zu halten. Diejenigen, die, wie Norwegen, diese Seite ihrer Neutralität vernachlässigten, bezahlten später einen hohen Preis für ihre Bequemlichkeit. Als eine Folge des Krieges nahm das Volumen des Welthandels in beängstigendem Tempo ab und man kann sich deutlich vorstellen, was dies für ein seefahrendes Land wie Holland bedeutete, dessen passive Handelsbilanz ausgiebig durch Transportdienste für andere Länder kompensiert werden musste. Während die Besteuerung zunahm, um den wachsenden Bedürfnissen des Schatzamtes zu begegnen, trockneten die Quellen, die sie hervorbringen sollten, ein wie ein Wasserlauf in einem dünnen Sommer. Die Preise neigten zu einer rapiden Steigung, die Börsenkurse sanken, die Arbeitslosigkeit war

sehr gross: gegenüber weniger als 200'000 Arbeitslosen im Sommer 1939 gab es im Anfang des Jahres 1940 deren 275'000, eine Zunahme, welche – sogar wenn man den Saisoneinflüssen geziemend Rechnung trägt – um so bemerkenswerter ist, wenn man bedenkt, dass die Mobilmachung der Armee eine grosse Zahl Arbeitslose in Anspruch nahm. Die unrentable Anlage in Kriegsmaterial verhinderte die Bildung neuen Kapitals, die in einem Lande wie den Niederlanden mit seiner ständig wachsenden Bevölkerung lebenswichtig ist. Dies war das wirtschaftliche Kriegsunglück für die kleinen europäischen Neutralen, ein Thema, das einen modernen Dürer wohl zu einer Radierung neuer apokalyptischer Visionen von Elend und Untergang inspirieren könnte.

Warum? hat man in jenen Tagen oft gefragt. Warum all dieses Leiden, warum dieser fruchtlose Aufwand, warum dieser Stillstand im Fortschritt der Nation? Da war ein Land, das sich immer ernsthaft befleissigt hatte, mitzuwirken an der Verbesserung der internationalen Beziehungen, beim Errichten der internationalen Gemeinschaft auf den Grundlagen des Rechtes und der Ordnung; kurz: an der Verbesserung der menschlichen Beziehungen über die ganze Welt. Jetzt musste es leiden und nicht wegen eines begangenen Fehlers. Ja, warum wird ein unschuldiges Land von solchen Leiden bedrängt? Es ist dies ein Schrei, auf den der menschliche Geist keine Antwort hat; es ist derselbe Schrei, der sich bei allem menschlichen Leiden erhebt, das nach unserem Ermessen unverdient ist. Warum dies alles? Gott allein kennt die Antwort. Nur eines ist sicher: trotz der Schwierigkeiten der Lage, in welche Holland sich gestellt sah, war das ganze Land wirklich dankbar, dass die Schrecken der modernen Kriegsführung ihm erspart blieben. Dank des politischen Weitblicks des Wirtschaftsministers hatte man dafür gesorgt, dass beträchtliche Vorräte jener überseeischen Waren, die das Land brauchte, vorhanden waren; es gab genug zu essen für jedermann, genügend Benzin für den Verkehr,

Brennmaterial zum Heizen und für die Industrie, Futter für unseren Viehstand, Dünger für unseren Boden. Trotz der Einschränkung der Schifffahrt waren die Landesvorräte an Rohstoffen zufriedenstellend. Holland tat sein Bestes und nahm das Unvermeidliche ohne Klagen hin, dank einer vollkommenen Einsicht in die Lage. Trotz alledem und obwohl das Land in einem beunruhigenden Tempo verarmte durch die Ausgaben für den Krieg und alle andern widrigen Umstände, war der Zustand des Durchschnittsbürgers für den Augenblick nicht unbefriedigend. Es blieb den Deutschen vorbehalten, diese Sachlage zu verändern. Sobald die Niederlande besetzt wurden, waren sie nicht viel mehr als eine leere Muschel. Die Invasion beraubte das Land alles dessen, was am Vorabend in Hülle und Fülle dagewesen war.

Zahlreich waren die Fragen, die sich zwischen Holland und den Kriegführenden während der Periode seiner Neutralität erhoben. An erster Stelle gab es verschiedene Fälle, in welchen die Unverletzlichkeit des holländischen Territoriums oder seines Luftraumes von den Kriegführenden nicht respektiert wurde. In jedem Fall, wo sie Kenntnis davon bekam, unternahm die niederländische Regierung angemessene Schritte. Sie hatte in vielen Fällen die Genugtuung, dass die britische und deutsche Regierung einräumten, dass Fehler begangen wurden und dass eine Entschuldigung am Platze war. In anderen Fällen aber blieben diese Regierungen schwerhörig, und es war um so schwieriger, Genugtuung von ihnen zu erlangen, als sie nicht bereit waren, irgendein Schiedsgericht anzurufen oder andere Methoden unparteiischer friedlicher Schlichtung anzunehmen.

Viele Klagen wurden wegen Überfliegung unseres Gebiets durch die Kriegführenden erhoben. Die kürzeste Verbindungsstrecke zwischen England und Deutschland führt durch holländisches und belgisches Territorium; der kürzeste Weg, den die kriegführenden Flugzeuge benötigten, auch wenn Holland und

Belgien respektiert werden sollten, führte sie demzufolge durch den Luftraum über diesen beiden Ländern. Es ist schwer zu beurteilen, wer von beiden, England oder Deutschland, der Schuldigere war. Es genüge, zu sagen, dass in manchem Fall die absichtliche Verletzung nicht nachgewiesen werden konnte. Aber die Tatsache, dass britische Flugzeuge eine sichtliche Vorliebe für nächtliche Angriffe hatten, während die Deutschen oft am hellen Tage erschienen, in grosser Höhe fliegend und über holländischem Territorium verweilend, erweckte den ungemütlichen Verdacht, dass das, was die Deutschen wirklich interessierte, eine gründliche Rekognoszierung unserer Verteidigungsmassnahmen von oben her war.

Die Deutschen unterbreiteten uns mehrere Fälle, wonach britische Flugzeuge holländisches Territorium überflogen haben sollten, von denen wir absolut keine Kenntnis hatten, und die uns oft reine Erfindungen zu sein schienen. Die Beharrlichkeit, mit der uns solche Fälle unterbreitet wurden – begründet, wie uns die Deutschen sagten, auf ihre nach ihrer Behauptung überlegenen Hörapparate –, liess uns Böses ahnen. Bisweilen schienen sie bestrebt zu sein, einen Wechsel auf Holland zu ziehen, da dieses, wie sie behaupteten, solche Verletzungen zuliess.

Der Venlo-Zwischenfall

Im Monat November fand ein Zwischenfall statt, welcher der holländischen Regierung ernste Sorgen bereitete. Zurückblickend kann Deutschlands merkwürdige Haltung kaum erklärt werden, wenn kein weiteres Motiv dahinter steckte.

Dieser Zwischenfall, der in der Presse beträchtliches Aufsehen erregte, war der folgende: Mitte Oktober wurde dem Chef des Nachrichtendienstes unseres Generalstabs von einem Major Stevens mitgeteilt, dass britische Agenten in Kontakt stün-

den mit einer Gruppe hoher Beamter der deutschen Wehrmacht. Major Stevens war Sekretär der britischen Gesandtschaft im Haag und Leiter der britischen Passkontrollstelle. Wir hatten einigen Grund zur Vermutung, dass er auch für den Nachrichtendienst seines Landes tätig war. Nach der aufsehenerregenden Auskunft fügte Major Stevens vertraulich hinzu, er habe aus London Weisungen erhalten, mit diesen Offizieren Besprechungen anzuknüpfen, um zu ermitteln, ob eine Grundlage für mögliche Friedensverhandlungen gefunden werden könne. Zur Bestätigung von dem, was er sagte, zeigte Major Stevens dem holländischen General, bei dem er vorgeschlagen hatte, seine Instruktionen. Da es unmöglich sei, sagte er, diese Besprechungen in Deutschland oder in England zu führen, möchten die Parteien sie auf neutralem Boden abhalten, besser nicht zu weit von der deutschen Grenze, und er fügte hinzu, dass ausser ihm ein Offizier namens Hauptmann Payne-Best – ein Engländer, der schon lange im Haag niedergelassen und mit einer Holländerin verheiratet war – zur Teilnahme an den Besprechungen bezeichnet war. Er ersuchte, Massnahmen zu ergreifen, um zu vermeiden, dass die betreffenden Ausländer von der holländischen Polizei oder den Militärbehörden bei ihrer Begegnung in der Grenzzone, wo Ausländer in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt waren, verhaftet würden.

Der Chef des Nachrichtendienstes sah keinen Grund, seine Erlaubnis vorzuenthalten, aber angesichts der Tatsache, dass die Unterhandlungen auf holländischem Boden stattfinden sollten, war er der Auffassung, dass er wissen sollte, was vorgehen würde. Darum beauftragte er ein Mitglied seines Personals, den Zusammenkünften beizuwohnen. Dieser Offizier, Leutnant Klop, sollte dafür sorgen, dass die Besprechungen nicht zu irgendeiner Gewaltanwendung auf niederländischem Gebiet ausarteten. Soweit es den holländischen Behörden bekannt ist, fanden zwei Begegnungen an zwei verschiedenen Orten statt. Am 9. November sollte nahe Venlo,

einer Provinzstadt im Südosten Hollands, nur ein paar Kilometer von der deutschen Grenze, eine dritte stattfinden. Major Stevens und Hauptmann Payne-Best, von Leutnant Klop begleitet, kamen dort in einem von einem holländischen Chauffeur gelenkten Wagen an. Die Gruppe begab sich zu einem Kaffeehaus in der unmittelbaren Nähe der Grenze, nur einige Meter entfernt von der imaginären Linie, die Holland und Deutschland trennt und jenseits des letzten holländischen Militärpostens. Im Augenblick, in dem der Wagen anhielt, wurde unversehens auf die Insassen geschossen von einer Gruppe von Männern, die von einem Wagen aus, der gerade jenseits der Grenzlinie wartete, die Grenze überschritten hatten und das Feuer auf sie eröffneten. Einer der Gesellschaft, wahrscheinlich Leutnant Klop, schien, nach dem Bericht der wenigen Augenzeugen, auf der Stelle getötet worden zu sein; seine Leiche wurde, zusammen mit seinen drei Begleitern, von den Angreifern auf deutsches Gebiet geschleppt. Der ganze Zwischenfall war so schnell vorüber, dass die holländische Grenzwache, obwohl sie nur wenig entfernt war, nicht rasch genug herbeieilen konnte, um ihn zu verhindern.

Die Männer, die diesen Überfall ausgeführt hatten, waren Zivilisten. Deshalb hatte die Regierung der Niederlande keinen Grund, die deutsche Regierung als verantwortlich für die Anwendung solcher Gangstermethoden auf holländischem Gebiet zu betrachten. Darum wurde die deutsche Regierung nur ersucht, die Sache zu untersuchen, da die Menschenräuber sich nach Deutschland geflüchtet hatten. Man kann sich leicht vorstellen, wie peinlich die öffentliche Meinung in Holland berührt war, als kurz nachher eine deutsche Pressemitteilung feststellte, der Angriff sei von deutschen Agenten ausgeführt worden. Die holländische Regierung äusserte sofort ihre ernstesten Bedenken und ersuchte um eine Erklärung. Darauf wurde die deutsche Haltung sehr befremdend: der niederländischen Regierung wurde nie eine Antwort erteilt,

trotz der Schwere des Vergehens und ihrer wiederholten Rückfragen. Man bekam tatsächlich den Eindruck, dass weder die deutsche Gesandtschaft im Haag, noch sogar das deutsche Ausseministerium in Berlin wirklich wussten, was alles dahinter steckte: wieder einmal hatte die Gestapo ihr Vorrecht ausgeübt, ein Gesetz für sich selbst zu bilden. Da die deutsche Regierung auf ihrer Weigerung beharrte, eine Erklärung für diese schwere Verletzung des Gebietes einer befreundeten Macht durch ihre Agenten abzugeben, beauftragte die niederländische Regierung ihren Gesandten in Berlin, Herrn von Ribbentrop mitzuteilen, es sei der holländischen Regierung unmöglich, sich einer so unbefriedigenden Sachlage zu fügen und darum stelle sie den formellen Antrag, den Venlo-Zwischenfall einer unparteiischen Instanz, die gemeinsam bestimmt werden sollte, zu unterbreiten. Diese Instanz könnte entweder ein speziell deutsch-niederländischer Ausschuss sein oder die Ständige Ausgleichskommission, welche kraft eines fünfzehnjährigen Abkommens noch zwischen beiden Ländern existierte. Falls keine dieser Instanzen annehmbar wäre, möchten wir einen Schiedssprucausschuss oder irgendein internationales Gerichtsverfahren vorschlagen. Die Wahl wurde der deutschen Regierung gänzlich überlassen; es ist schwierig, einzusehen, wie die niederländische Regierung eine liberalere Haltung hätte einnehmen können, während sie zur gleichen Zeit deutlich zeigte, dass sie darauf bedacht war, ihre Rechte zu verteidigen und die Wahrheit feststellen zu lassen. Aber auch dieses Angebot nützte nichts. Nie hat die deutsche Regierung eine Antwort gegeben, bis es am Invasionstag selbst deutlich wurde, warum dieses Still-schweigen so peinlich genau beobachtet worden war. Im Augenblick der Invasion wurde der Venlo-Zwischenfall zu einem selbst-erfundenen heimlichen Einverständnis zwischen den Niederlanden und den Alliierten aufgebauscht. Die Deutschen hatten ihn jedoch anscheinend so wenig gefährlich gefunden, dass sie keinen Ein-

spruch erhoben und überhaupt vom November 1939 bis zum Mai 1940 nicht davon redeten. Tatsächlich hatten sie ihn sorgfältig aufbewahrt, um ihn, wenn irgendwelche authentischen Beschwerden fehlen sollten, als Stock zu benützen, womit man den Hund verprügelt. Es ist möglich, dass eifrige nationalsozialistische Anhänger auf solche Geschichten grossen Wert legen, die wenigsten anderen aber werden sich davon täuschen lassen. Wirklich interessant ist der Venlo-Zwischenfall vor allem als Beispiel nationalsozialistischer Propagandatechnik, die einen konkreten Vorfall herausgreift, ihn vergrössert, verkleinert oder je nach Bedürfnis frisiert und gleichzeitig diese Darstellung als die einzig authentische bezeichnet, die von allen anderen bewusst verschleiert werde.

Folgen der Blockade

Die Holländer erlitten ebenso wie die anderen Neutralen oder Nichtkriegführenden durch die Blockade der Alliierten neben den Unannehmlichkeiten grossen Schaden. Die blutigeren Versuche Deutschlands, die Vorrätezufuhr nach den alliierten Ländern zu sperren, verursachten uns grosse Verluste an Schiffen und Ware.

Sobald der Krieg begonnen hatte, wurden Schiffe auf dem Wege nach Holland zur Untersuchung nach britischen Kontrollhäfen aufgebracht. Im Anfang nahm diese Untersuchung von Schiffen und Ladungen sehr viel Zeit in Anspruch; die Fahrzeuge wurden Tage und Wochen festgehalten und die Beteiligten erlitten dazu noch grosse Verluste, auch wenn schliesslich Schiffe und Ladungen freigegeben wurden und nach Holland weiterfahren durften. Später wurde der Mechanismus, der solche Fälle zu verarbeiten hatte, verbessert, und eine schnellere Erledigung konnte erreicht werden. Aber auch so rief er in Holland eine gewisse Missstimmung gegen die Alliierten, besonders gegen Grossbritannien, hervor. Dasselbe

gilt von der grossen Liste der von den Alliierten als Konterbande erklärten Waren, und die niederländische Regierung war verpflichtet, Unterhandlungen mit den Alliierten anzuknüpfen, um praktische Grundlagen zu erreichen, durch welche man von Übersee Güter bekommen könnte, welche die nationale Wirtschaft brauchte. Die Alliierten sahen ein, dass den Neutralen einige Konzessionen gemacht werden mussten, um das Ersticken ihres Wirtschaftslebens zu verhindern, obwohl auf diese Weise Deutschland einigen Nutzen daraus in der Gestalt neutraler Exporte nach Deutschland ziehen würde. Denn diese Neutralen, besonders die, welche an Deutschland grenzten – wie die Niederlande und Belgien – können einfach ohne einen beträchtlichen Wirtschaftsverkehr mit dem Reich nicht leben. Unterhandlungen, um eine beide Teile befriedigende Regelung zu erreichen, dauerten Monate und wurden erst kurz vor der deutschen Invasion abgeschlossen.

Deutschlands Haltung hinsichtlich des Wirtschaftsverkehrs mit den Neutralen war sehr merkwürdig. Es proklamierte das Prinzip, dass die Neutralen Deutschland alles liefern sollten, was sie in normalen Zeiten lieferten. Täten sie das, so würde Deutschland sich ihrem normalen Handel mit den Alliierten nicht widersetzen. Das war offensichtlich eine rein theoretische Auffassung, dazu bestimmt, die Neutralen unter Druck zu setzen. Diese konnten ja der Verpflichtung, normale wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland aufrecht zu erhalten, nur nachkommen, wenn entweder Deutschland oder die Neutralen oder beide zusammen mit der britischen Flotte fertig geworden wären, die die Blockade gegen Deutschland durchführte. Das Reich schien schliesslich dem Resultat der Verhandlungen, die zwischen den Neutralen und den Alliierten stattgefunden hatten, schweigend zuzustimmen. Ob dies so war, weil Deutschland zugab, das erreichte Resultat sei das beste, was es erhoffen könne, oder ob Deutschlands Führer sich schon zu der In-

vasion der neutralen Länder entschlossen hatten und sich nicht länger stark interessierten, ist eine Frage, welche Deutschland allein beantworten könnte.

Ab und zu erschienen in der deutschen Presse drohende Artikel an die Adresse der Neutralen: sie ergriffen, so wurde behauptet, keine genügend strengen Massnahmen gegenüber den Einschränkungen, welche ihre Schifffahrt seitens der Alliierten trafen. Derartige Kritik war genau so unlogisch wie ungerechtfertigt – denn wenn Deutschland die alliierten Flotten nicht schlagen konnte, wie wäre das dann den kleineren Neutralen möglich gewesen? Diese Tatsache schien die Deutschen aber gar nicht zu stören. Es war nur ein Teil des «Nervenkrieges», den die Deutschen in der ganzen Welt führten, und der von ihnen zu einer Kunst erhoben worden ist. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie die Wirkung dieser Taktik stark überschätzten. In Holland wenigstens liessen wir uns niemals von ihr beeindrucken und diese besondere Form der Einschüchterung liess uns nie abweichen vom Wege, den wir als souveräner Staat für uns als richtig betrachteten.

Die Versuche, welche Deutschland seinerseits unternahm, um die Zufuhr der Vorräte an die Alliierten zu verhindern, waren zwar viel weniger wirksam als die britische Blockade Deutschlands und viel weniger schädlich für das holländische Wirtschaftsleben als Ganzes, aber besonders schwerwiegend, weil sie einen beträchtlichen Zoll an Menschenleben erforderten. Dass die Deutschen sich anstrengen würden, soviel sie konnten, ihre Unterseebootwaffe zu benutzen, war vorauszusehen. Der vorige Krieg hatte dies klar gemacht. Aber dieses Vorgefühl milderte die Entrüstung nicht, welche man in den Niederlanden empfand, als U-Boote wertvolle Schiffe unserer Handelsflotte versenkten in Fällen, die, entsprechend den angenommenen Bestimmungen des internationalen Rechts, solche äusserste Massnahmen wie die Versenkung neutraler Schiffe nicht rechtfertigten. Ein Beispiel zeigte von neuem, wie wenig Gewicht

die Deutschen auf internationale Verträge legten und vor welchen Methoden sie bei ihrer Kriegführung nicht zurückschreckten. Es handelt sich um die Versenkung des Tankschiffes «*Sliedrecht*» im offenen Ozean, nicht weniger als 150 Meilen westlich von Irland. Der Kapitän des deutschen U-Bootes versenkte das Schiff und überliess die Besatzung ihrem Schicksal auf hoher See im stürmischen November, wodurch er den Tod von 26 Seeleuten verursachte. Nur fünf Mitgliedern der Besatzung gelang es erst nach einer ganzen Woche, in mitleiderregendem Zustand die schottische Küste zu erreichen. Diese Tat, die nach jedem menschlichen Massstab streng verurteilt werden muss, war zur gleichen Zeit ein Verstoss gegen das Londoner Protokoll vom 24. April 1930, das von Deutschland mitunterzeichnet worden war und dessen Unterschrift es nie zurückgezogen hatte; es war darin festgelegt, dass U-Boote Schiffe nur versenken dürfen, wenn geeignete Massnahmen für die Sicherheit der Besatzung getroffen werden können. Die deutsche Regierung behauptete, alle erforderlichen Massnahmen ergriffen zu haben – eine merkwürdige Stellungnahme, wo doch die lange Totenliste unwiderlegbar das Gegenteil bewies.

Ein anderer Fall mutwilliger Zerstörung eines neutralen holländischen Schiffes durch ein deutsches U-Boot war der vom «*Burgerdijk*», der von den Vereinigten Staaten nach Rotterdam mit einer Ladung unterwegs war, die in ihrer Gesamtheit der niederländischen Regierung konsigniert war. Er wurde versenkt, nachdem der U-Bootkapitän erklärt hatte, dass er sich nicht einmal für die Schiffspapiere interessiere. Glücklicherweise gingen bei dieser Gelegenheit keine Leben verloren, aber die Regierung der Niederlande verlangte völligen Ersatz des materiellen Schadens und die Bestrafung des schuldigen Kapitäns; die nationalsozialistische Regierung wurde daran erinnert, dass 1916 ihre kaiserlichen Vorgänger in einem ähnlichen Falle Holland entschädigt hatten. Aber das nationalsozialistische Deutschland ist nicht das kaiserliche

Deutschland: die Nationalsozialisten scheinen es sogar schwierig zu finden, einzugestehen, dass sie unrecht haben könnten. Sie beachteten die holländische Forderung einfach nicht. Das war das einzige, was sie tun konnten. Sie waren entschlossen, ihren Fehler nicht gutzumachen: die Rechtslage in diesem Fall war vollkommen eindeutig. Schliesslich aber schien es den Deutschen zu dämmern, dass sie sich mit der Zerstörung neutraler Schiffe durch Unterseeboote, teils aus Groll wegen der Blockade, ins eigene Fleisch schnitten. Sie wussten ganz genau, dass die Alliierten keine Ladungen, die wirklich für neutralen Gebrauch bestimmt waren, beschlagnahmten, und sahen ein, dass, je besser das neutrale Wirtschaftsleben intakt blieb, desto grösser die Möglichkeit würde, dass Deutschland einen Nutzen daraus ziehen könnte. Deshalb streckte die deutsche Regierung im Frühjahr 1940 Fühler aus, um auf irgendeine Art ihr vorheriges Bedürfnis, neutrale Schiffe und Ladungen zu vernichten, einzuschränken, aber es war zu spät: zu dieser Zeit waren so viele U-Boote versenkt, dass sie vorläufig aufgehört hatten, eine ernste Bedrohung für die neutrale und alliierte Schifffahrt darzustellen.

Der Unterseebootkrieg war ein traditioneller Bestandteil der Operationen zur See. Die Deutschen führten ein neues Element ein, indem sie magnetische Minen benutzten; diese werden von Schiffen oder Wasserflugzeugen aus ins Wasser geworfen, sinken bis auf den Boden und steigen durch den magnetischen Einfluss eines Schiffes, das gross genug ist und darüber hinwegfährt, wieder empor; sodann explodieren sie an dessen Kiel. Dies war das traurige Schicksal eines grossen holländischen Passagierdampfers, des *«Simon Bolívar»*, welcher das erste Opfer dieses neuen Kriegsgeschützes sein sollte. Bei Tagesanbruch, an einem grauen Sonntagmorgen im November, brachte eine plötzliche Explosion unweit eines britischen Feuerschiffes diesen Dampfer rasch zum Sinken. Hunderte von Menschen, die am Vortag die Küsten ihres Heimat-

landes verlassen hatten mit dem Gedanken, ihre Arbeit an den friedlichen Ufern des Karibischen Meeres aufzunehmen, befanden sich plötzlich, um ihr Leben kämpfend, im eiskalten, mit Öl bedeckten Wasser der Nordsee. Es ereigneten sich herzerreissende Szenen. Kinder wurden ihren Eltern entrissen, Frauen mussten zusehen, wie ihre Männer vor ihren Augen ertranken. Ihre Furcht, ihre Angst, ihr dauernder Schmerz rechtfertigen die Frage, ob eine solche Waffe wie die magnetische Mine in der Kriegführung zugelassen werden darf oder ob sie, wie in alten Tagen die Brunnenvergiftung oder in unserer Zeit die Anwendung von Gas, geächtet werden sollte. Da diese Frage augenblicklich unbeantwortet bleibt, war es in der Tat ein Glück, dass bald wirksame Mittel gefunden wurden, dieser neuen Drohung auf dem Meere zu begegnen.

Man empfand in Holland einen beträchtlichen Groll, als deutsche Flugzeuge anfangen, kleine Fahrzeuge, die in der Nordsee fuhren oder fischten, mit Maschinengewehren zu beschliessen oder mit Bomben zu belegen. Keine Form der Kriegführung ist unfairer: denn die Piloten haben von kleinen unbewaffneten neutralen Fahrzeugen, welche ihrer rechtmässigen Beschäftigung obliegen, keinerlei Wiedervergeltung zu befürchten. Nichtsdestoweniger erwiderte die deutsche Presse – als eine angesehene holländische Zeitung sich die Freiheit nahm, darauf hinzuweisen –, die deutschen Flieger hätten einen hohen Ehrenkodex und es könne keine Kritik an ihren Taten zugelassen werden. Um ganz gerecht zu sein, soll noch erwähnt werden, dass in den meisten Fällen die Bombardierung holländischer Fahrzeuge durch deutsche Flieger in der Nordsee nachts stattfand, unweit der britischen Küste und bisweilen in der Nähe britischer Geleitzüge. Auch dann hätte man dafür Sorge tragen müssen, unschuldige Opfer zu vermeiden, umsomehr, da in andern Fällen die Beschiessung Neutraler am hellen Tage erfolgte.

Wenn auch die verschiedenen Taten der Deutschen in Holland

viel Entrüstung verursachten, so soll man doch keinen Augenblick glauben, dass die Holländer aus diesem Grunde die von den Alliierten vorgenommenen Massnahmen, welche sie vom Standpunkt des Rechtes oder der Tatsachen aus als unzulässig betrachteten, verziehen. Die Haltung der niederländischen Regierung gegenüber gewissen Seiten der alliierten Blockade ist schon erwähnt worden. Ein anderer Punkt von beachtenswertem allgemeinem Interesse in diesem Zusammenhang sind die Repressalien, die von den alliierten Regierungen ergriffen wurden, als sie festgestellt hatten, dass die Deutschen ohne gebührende Warnung Minen legten. Die Alliierten übten Vergeltung, indem sie ihren kurz nachher verwirklichten Entschluss ankündigten, die Waren deutschen Ursprungs oder Eigentum deutscher Staatsbürger auf neutralen Schiffen sogar auf hoher See abzufangen. Die niederländische Regierung protestierte heftig gegen derartige Repressalien. Sie stellte keinen Augenblick das Recht der Alliierten in Frage, Vergeltungsmassnahmen zu treffen, wenn sie dazu Gelegenheit hätten. Aber nach ihrer Meinung sollte die Wahl der Repressalien nicht darauf hinauslaufen, dass dritte Parteien, welche keineswegs verantwortlich waren für die Massnahmen, gegen die Repressalien ergriffen werden sollten, in nicht geringerem Masse Opfer dieser Repressalien wurden, als jene, gegen die sie gerichtet waren. Die Auswahl an Vergeltungsmassnahmen ist gross. Warum also eine Form der Vergeltung wählen, durch welche die Neutralen ebensoschwer getroffen werden wie der Feind? Diese einfache Darlegung des gesunden Menschenverstandes war nutzlos und hinderte die Alliierten nicht, ihre Pläne auszuführen. Sie waren zu sehr davon in Anspruch genommen, die deutsche Ausfuhr abzustoppen, als dass sie auf Massnahmen verzichtet hätten, auch wenn sie für die Neutralen nachteilig waren. Wie verlegen die alliierten Antworten auf die Proteste der niederländischen Regierung auch lauteten, sie zeigten deutlich, dass weder Frankreich noch Grossbritannien von ihrem

Ziele abzubringen waren. Wieder einmal hatte das Interesse der Kriegführenden die Stimme des Rechts zum Schweigen gebracht.

All dies wird deutlich gemacht haben, dass, obwohl während der Periode der Neutralität die Niederlande eine Insel des Friedens inmitten der stürmischen Strömungen des europäischen Krieges waren, der Pfad der Regierung nicht mit Rosen bestreut war. Auch die Stellung der Nation war keineswegs angenehm. Neutralität fordert beträchtliche Zurückhaltung beim Zeigen von Sympathie und Antipathie für einen der Kriegführenden. In dieser Hinsicht war die holländische Presse bewundernswert. Unsere Journalisten, stets bereit, die Rechte des Landes zu verteidigen und dadurch eine unschätzbare Hilfe für die Regierung, zeigten, dass sie vollkommenes Verständnis für die heikle Lage, in der wir waren, besaßen. Dies will nicht heissen, dass Zeitungen wie Bürger nicht ihre Sympathien hatten, und wenn man sich erinnert, wie stark die Holländer mit ihren freien Einrichtungen verknüpft sind, ist es leicht zu erraten, wo sich die Sympathie der grossen Mehrheit der Bevölkerung befand. Geistige Neutralität ist eine Unmöglichkeit. In ihren öffentlichen Äusserungen jedoch war die niederländische Presse ein Beispiel der Selbstbeherrschung und Unparteilichkeit, welche nie in einen Verrat der eigenen Überzeugung ausartete. Die Deutschen, immer auf der Hut, etwas zu entdecken, was ihnen den geringsten Vorwand zur Behauptung hätte geben können, dass die Niederlande ihre Neutralität auf gegeben hätten und wodurch ein deutscher Gewaltakt gegen sie hätte gerechtfertigt werden können, mussten zugeben und waren im persönlichen Gespräch bereit, zuzugeben, dass sie keinen Grund zu Klagen hatten. Daher versuchten sie dann, wie gewöhnlich, mit der Behauptung, für Gerechtigkeit und Anstand einzustehen, ihren Angriff auf Holland durch falsche Darstellungen und reine Erfindungen zu rechtfertigen, die sie als Beschwerdeliste vorbrachten.

Beschleunigte Rüstungsmassnahmen

In erster Linie war die Regierung damit beschäftigt, die militärische Bereitschaft des Landes zu vervollständigen. Verschiedenerseits hatte man Zweifel laut werden lassen, ob die Holländer, wenn man sie angriff, kämpfen würden. Solche Zweifel hat man in Holland immer sehr übel genommen, und die Ereignisse haben gezeigt, wie gänzlich unbegründet sie waren. Die Niederlande sind zu jeder Zeit bereit gewesen, ihre Freiheit zu verteidigen. Obwohl sie jede Verherrlichung des Militarismus, wie sie in den Schriften deutscher Philosophen wie Clausewitz und Treitschke gefunden wird, verabscheuen, wissen sie gut, dass keine Nation Freiheit verdient, wenn sie nicht bereit ist, sie zu verteidigen. Sie wissen auch, dass der militärische Widerstand, sogar wenn er zeitweilig unterliegt, das Versprechen späterer nationaler Wiedergeburt in sich trägt.

Die Holländer sind ihrer Natur nach nicht geneigt, viel Zeit oder Geld für Rüstungszwecke aufzuwenden. Wenn sie einsehen, dass sie kämpfen müssen, so sind sie bessere Soldaten als manche andere Nation. Aber sie haben eine Abneigung gegen alles, was nach Zucht aussieht, und wenn es sich um mechanischen Drill, Scheingefechte und Manöver handelt, deren Notwendigkeit sie zwar nicht verkennen, so haben sie dafür nicht viel übrig. Demzufolge besteht immer die Tendenz, die Erfordernisse der nationalen Verteidigung zu wenig zu beachten, da die soziale Wohlfahrt und Erziehung als angemessenere Ausgabeobjekte betrachtet werden.

Nach dem Kriege von 1914-1918 waren beträchtliche Einsparungen an den Ausgaben für militärische Zwecke gemacht worden. Der Glaube, dass der Völkerbund eine lange Friedenszeit einleiten würde, war die Rechtfertigung. Als es jedoch deutlich wurde, dass die Kriegsgefahr immer näher kam, wurden Mass-

nahmen getroffen, das Versäumte nachzuholen, allerdings bei weitem nicht in solchem Ausmass wie die Umstände es verlangten. Als der Krieg im September wirklich ausbrach, war der gemachte Fortschritt keineswegs unbeträchtlich. Vieles musste aber noch vollendet werden, sowohl auf dem Gebiete der Ausrüstung und der Ausbildung wie auf dem der Anlage von Verteidigungslinien auf moderner Basis. Dies wurde sofort in Angriff genommen und als acht Monate später die Invasion in Holland stattfand, war vieles getan, obwohl es sich erwies, dass es in Kriegszeiten viel schwieriger war, sich Waffen und Munition zu beschaffen, als es in Friedenszeiten gewesen wäre.

Als Ende September der polnische Feldzug abgeschlossen wurde und Hitler den Hauptteil seiner Truppen nach dem Westen überführte, entstand bald eine Lage, welche deutlich zeigte, dass die militärischen Vorbereitungen der Holländer mit aller möglichen Energie beschleunigt werden mussten. Früh im November bekam unser Nachrichtendienst zuverlässige Auskunft des Inhalts, dass die Deutschen einen frühzeitigen Angriff auf Belgien sowohl als auch auf Holland ins Auge fassten. Diese Berichte wurden bald durch verschiedenartige Indizienbeweise bestätigt. Die Lage musste als ausgesprochen ernst betrachtet werden. Natürlich war es immer noch möglich, dass die Deutschen in besonders intensivem Grade ihre Methode des «Nervenkrieges» versuchten. Aber sogar wenn man nach alledem, was sich seither ereignet hat, die Lage, wie sie in den ersten Novembertagen war, untersucht, bleibt die Überzeugung, dass wir recht hatten, den Zustand von einem sehr ernsten Gesichtspunkt aus zu betrachten. Es war nicht nur die Tatsache, dass die Deutschen Truppen und Materiallager unserer Südostgrenze entlang anhäuften, welche uns beunruhigte, obwohl ihre Vorbereitungen eindrucksvoll genug waren. Munitionslager waren in der unmittelbaren Nähe unseres Territoriums eingerichtet worden, zahllose Pontons lagen bereit, um bei Überquerungs-

versuchen der Flüsse Dienste zu leisten, Flugfelder wurden in aller Eile direkt in der Nachbarschaft fertiggestellt. Ein weiterer beunruhigender Faktor war die Entdeckung, dass holländische Uniformen jeder Art, der Armee, der Polizei, von Postbeamten und Eisenbahnschaffnern nach Deutschland geschmuggelt wurden. Wozu brauchten die Deutschen diese Uniformen, wenn nicht, um sie als Tarnung bei einem Angriff zu benützen? Dieser Uniformschmuggel ist keineswegs nur ein Gerücht, sondern eine feststehende Tatsache. Auf unwiderlegbare Beweise hin wurden mehrere Verhaftungen vorgenommen.

Versuche zur Friedensvermittlung

Die Militärbehörden suchten ihre Vorbereitungen so sehr wie möglich zu beschleunigen, obgleich damals, kaum zwei Monate nach Kriegsbeginn, die Arbeit noch weit von der Vollendung war. Zur gleichen Zeit taten die, welche für die Aussenpolitik des Königreiches verantwortlich waren, ihr Bestes, wie sie das immer getan hatten, um eine Ausdehnung des bewaffneten Konflikts zu verhindern. Am 6. Oktober, am Schluss des polnischen Feldzuges, hatte Hitler seine wohlbekannte Rede in Berlin gehalten. Obwohl diese Rede keineswegs klar war, schien sie die Errichtung eines polnischen Staates anzudeuten, sei es auch nach Amputationen. Sie machte nicht den Eindruck, einen autonomen tschechischen Staat auszuschliessen. Ihr Hauptfehler schien zu sein, dass sie auf die deutsche Absicht hinwies, eine wirkliche und ausschliessliche Beherrschung über alle Völker Zentraleuropas zu gewinnen. Es schien mir aber der Mühe wert, sich wenn möglich Deutschlands genauer Absichten zu vergewissern. Es ist noch jetzt meine feste Überzeugung, dass Hitler mit seiner Rede beabsichtigte, seine Bereitschaft zu Friedensverhandlungen darzutun, und dass dieser Friede unter Bedingungen erhältlich gewesen wäre, welche wenigstens

Überlegung verdienten. Am selben Abend, wo die Rede gehalten wurde, hielt ich es für meine Pflicht, mich durch einen passenden privaten Vermittler zu erkundigen, ob die Alliierten irgendwie bereit seien, solche eventuellen Möglichkeiten zu prüfen. Es muss zugegeben werden, dass Hitler es irgendeinem Aussenstehenden nicht leicht machte, zu verstehen, dass er wirklich bereit sei, seine Forderungen nicht zu hoch zu stellen. Jedenfalls bekam ich keine Ermutigung, und es kam nicht einmal zu einem Versuch. So wurde nichts aus alledem.

Wie dem auch sein möge, wir im Haag waren entschlossen, nichts ungetan zu lassen, was eine Rückkehr zu friedlichen Zuständen fördern konnte, und dieser Entschluss war natürlich fester als je, da es einen Grund gab, mit einer unmittelbaren Gefahr für unser eigenes Land zu rechnen. Am Sonntag, dem 5. November, entschloss ich mich, die Königin um eine Audienz zu bitten und machte Ihrer Majestät den Vorschlag, den Kriegführenden gegenüber das gerade vor Kriegsausbruch im August gemachte Angebot guter Dienste zu erneuern. Die Königin nahm die Idee günstig auf und sofort wurden Anordnungen getroffen, um die Mitarbeit der Belgier zu gewinnen. Demzufolge fuhr König Leopold, von Herrn Spaak begleitet, am späten Abend des nächsten Tages im Auto nach dem Haag. Am selben Abend verfasste ich mit meinem belgischen Kollegen einen ersten Entwurf eines neuen Vermittlungsangebots gegenüber den Kriegführenden. Für die Nacht blieben der König, sowie Herr Spaak im Palast; ihre Ankunft war von einem Journalisten beobachtet worden, so dass sie am nächsten Tag allgemein bekannt war, und alle möglichen Gerüchte entstanden. Als ich in den frühen Morgenstunden den Palast verliess, bat mich ein Journalist um Einzelheiten, aber ich war natürlich nicht in der Lage, schon etwas mitzuteilen. Am nächsten Morgen wurde der von uns gemachte Entwurf mit den beiden Souveränen erörtert und, nachdem einige Änderungen gemacht worden waren,

von ihnen unterschrieben. Am Nachmittag wurde er gleichzeitig dem König von England, dem Präsidenten der französischen Republik und dem deutschen Reichskanzler, jedem in seiner eigenen Sprache übermittelt. Der Text jenes Dokumentes lautete:

«In einer für die ganze Welt schicksalsschweren Stunde, bevor der Krieg in Westeuropa mit seiner ganzen Gewalt beginnt, haben wir die Überzeugung, dass es unsere Pflicht ist, unsere Stimmen abermals zu erheben.

Schon vor einiger Zeit haben die kriegführenden Länder erklärt, dass sie nicht abgeneigt wären, redliche und sichere Grundlagen für einen gerechten Frieden zu untersuchen. Wir haben den Eindruck, dass es ihnen unter den gegenwärtigen Umständen schwer fällt, Fühlung zu nehmen zur genauen Darlegung ihrer Standpunkte. Als Souveräne zweier neutraler Staaten, die mit allen ihren Nachbarn gute Beziehungen pflegen, sind wir bereit, ihnen unsere guten Dienste anzubieten. Falls es ihnen genehm wäre, sind wir gewillt, mit allen zu unserer Verfügung stehenden Mitteln dazu beizutragen, die zu erzielende Übereinstimmung zu erleichtern.

Das ist unseres Erachtens die Aufgabe, die wir für das Wohlergehen unserer Völker und im Interesse der ganzen Welt zu erfüllen haben. Wir hoffen, dass unser Angebot angenommen und dass damit ein erster Schritt getan wird zur Herbeiführung eines dauerhaften Friedens.»

Als die Nachricht dieses neuen Angebots guter Dienste bekannt geworden war, erklärten die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden, so wie der Präsident von Finnland sofort ihre warme Zustimmung. Papst Pius XII. telegraphierte, um diesem gemeinsam von den beiden Monarchen gemachten Plädoyer für den Frieden seine hohe geistliche Autorität zu verleihen.

Dies war am Dienstag. Ein paar Tage gespannten Wartens folgten. Was würden die Antworten sein? Würde die Tatsache, dass die beiden Souveräne wieder ihren Beistand für die Herbeiführung

einer beiderseitig annehmbaren Schlichtung anboten, den Führer veranlassen, die Pläne zu einer Invasion Belgiens und Hollands, von welchen wir annehmen mussten, dass er sie hegte, aufzugeben? Die Mitteilungen, die wir hinsichtlich Deutschlands unmittelbaren militärischen Plänen empfangen, waren sehr beunruhigend. Es lag Spannung in der Luft, und in dieser Atmosphäre musste ich den Voranschlag des Aussenministeriums für das nächste Jahr verteidigen. Das gab mir Gelegenheit, öffentlich aufs Neue zu erklären, dass Holland fest entschlossen sei, neutral zu bleiben. Zur gleichen Zeit bestätigte ich, dass wir im Falle eines Angriffes uns verteidigen würden, so dass niemand eine Invasion im Voraus als einen militärischen Spaziergang betrachten konnte. Die günstige Aufnahme dieser Worte war ein treffender Beweis für die vollständige Einigkeit des Landes in seiner Aussenpolitik und allen ihren Verwicklungen.

Inzwischen waren sehr positive Berichte eingetroffen, dass der deutsche Angriff am Sonntagmorgen, dem 12. November, bei Tagesanbruch beginnen sollte. Am Samstagnachmittag rief ich die Abteilungschefs des Aussenministeriums zusammen, um mit ihnen die letzten Massnahmen zu erörtern. Jegliche Vorbereitung war getroffen. Da begannen plötzlich Berichte einzulaufen, dass sich etwas in den Plänen der deutschen Führer geändert zu haben scheine. Wir schauten einander an. Sollte schliesslich der Angriff doch unterbleiben? Noch eine Stunde des Zweifels und der Unsicherheit, dann verliess ich mein Kabinett, um nach Hause zu gehen, wo um halb sechs der deutsche Gesandte anfragte, ob er mich sofort sehen könne. Als er eintrat, zeigte sein Gesicht eher einen Ausdruck der Erleichterung. Er zeigte ein Telegramm. Dies besagte nur, dass das erneute Angebot guter Dienste von der deutschen Regierung aufs Ernsthafteste in Betracht gezogen werde.

Die Spannung war gebrochen; wenn der Angriff auch nicht aufgegeben war, so war er wenigstens verschoben. Der gefürchtete

Sonntagmorgen brach an, aber brachte keine Invasion. Wohl brachte er die Antworten des Königs von Grossbritannien und des Präsidenten von Frankreich. Beide bezogen sich auf vorangehende öffentliche Erklärungen ihrer Staatsmänner, in welchen die wesentlichen Friedensbedingungen, so behaupteten die Telegramme, genügend auseinandergesetzt seien. Beide gaben zu verstehen, dass es bei Deutschland stehe, bekannt zu geben, ob es bereit sei, auf diese Gesichtspunkte einzugehen. Die britische Antwort schloss mit der Bemerkung, dass, wenn die Souveräne von Holland und Belgien imstande wären, irgend einen Vorschlag Deutschlands zu überbringen, der wirkliche Aussichten auf ein Eingehen auf die alliierten Wünsche gewähre, die Regierung des britischen Reiches ihn äusserst ernsthaft in Betracht zu ziehen bereit sei.

Die deutsche Antwort traf vier Tage später ein. Sie wurde von Herrn von Ribbentrop den diplomatischen Vertretern Hollands und Belgiens mündlich übermittelt. Sie erklärte im Namen des Reichskanzlers, dass «nach der barschen Zurückweisung des Angebots guter Dienste durch die Regierungen Frankreichs und Englands die deutsche Regierung dieses Angebot als gegenstandslos geworden betrachte».

Da von einer barschen Weigerung des Präsidenten Lebrun oder König Georgs keine Rede gewesen war, war es deutlich, dass die Deutschen von diesem Angebot nichts wissen wollten. Dies wurde durch die ungewöhnliche Form, in welcher die deutsche Antwort kam, betont. Hitler hatte am 6. Oktober gesprochen, die Tür, welche er damals fast unmerklich geöffnet hatte, war wieder geschlossen, als es ihm schien, dass niemand den Wunsch zeigte, einzutreten. Vorschläge des Führers werden immer nur einmal gemacht. Das Prestige eines Diktators scheint dies zu erfordern. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum aus dem zweiten Angebot guter Dienste nichts wurde. Aber auch wenn es nur die Wirkung gehabt hätte, den auf den 12. November geplanten An-

griff auf Holland zu verschieben, so hat es einem guten Zweck gedient; denn die Verteidigungsmittel Hollands und Belgiens waren im Herbst weit weniger stark als im Mai 1940.

Die Novemberkrise war keineswegs die einzige in der Periode der Neutralität Hollands. Ein weiterer ernsthafter Alarm wurde im Januar 1940 gegeben; diesmal kam er aus Belgien. Dort hatte ein deutsches, mit zwei Offizieren bemanntes Militärflugzeug eine Notlandung bei der Grenze machen müssen. Sofort nach der Landung versuchten sie, ein Bündel Papiere, das sie mit sich führten, zu vernichten. Diese Versuche wurden von belgischen Soldaten vereitelt, die die Dokumente in ihre Obhut nahmen. Die Belgier zeigten sich beträchtlich alarmiert. Merkwürdigerweise erfuhren nur der König und einige wenige seiner intimen Militärberater den genauen Inhalt dieser Dokumente. Tatsache blieb jedenfalls, was auch der Inhalt war, dass von neuem in Belgien alle militärischen Vorsichtsmaßnahmen mit der grössten Energie angeordnet wurden. Ein Chef des Generalstabes wurde entlassen und ein anderer General an seine Stelle gesetzt; es wurden Schritte unternommen, die Macht der Militärbehörden zu verstärken.

Diese Aktivität bei unseren südlichen Nachbarn machte uns Kopfzerbrechen. Unsererseits hatten wir keine Nachrichten, dass irgendeine unmittelbar drohende Gefahr vorhanden war. Die Jahreszeit schien so ungünstig wie möglich für militärische Operationen grösseren Ausmasses. Im Lande hielt eine längere Frostperiode, die im Dezember angefangen hatte, immer noch unvermindert an, mit besonderer Strenge in Deutschland, wo Verkehrsschwierigkeiten auftraten. Dazu kam noch, dass unser Nachrichtendienst nicht verstand, warum die Belgier so beunruhigt waren. Wir beschlossen jedoch, unsere Wachsamkeit gewissenhaft zu erhöhen, um nicht einen Überraschungsangriff zu riskieren, aber dabei liessen wir es bewenden. Es geschah nichts und es setzte wieder verhältnismässige Ruhe ein.

In jenen Tagen war das Leben im Haag leidlich normal. Wären die allgegenwärtigen militärischen Uniformen nicht dagewesen und hätte nicht in jedem Heim Khaki-Strickzeug herumgelegen, so hätte wenig daran erinnert, dass ein Krieg immer weiterging. Einige eigenartige Zustände traten auf gesellschaftlichem Gebiete ein, da es selbstverständlich war, dass man deutsche und alliierte Diplomaten nicht zur gleichen Zeit empfangen konnte. Beim Versenden der Einladungen musste man sehr vorsichtig sein, und als meine Frau und ich unseren Neujahrsempfang abhielten – eine traditionelle Aufgabe des Aussenministers im Haag –, wurde die Sache so geregelt, dass die Deutschen während der ersten Stunde kamen und die Vertreter der Alliierten während der zweiten.

Seit Frühlingsanfang wurden die Tage länger, und es kam besseres Wetter. Während der langen und ausserordentlich kalten Wintermonate hatten die Armeen Hitlers sich kaum gerührt. Konnte man erwarten, dass er dieses Abwartespiel immer weiter treiben würde? Experten in allen Ländern waren sich darüber einig, dass Deutschland nicht in der Lage sei, einen langen Krieg zu ertragen. Für das Reich war ein schneller Erfolg Notwendigkeit, wenn es eine Siegesmöglichkeit haben sollte. Als die Jahreszeit günstiger für aktive Kriegsführung wurde, wuchs die Möglichkeit, dass ein heftiger Feldzug losbrechen würde, und deshalb wurden die Gefahren für die Neutralen täglich akuter.

Unheilvolle Vorzeichen

Unheilvolle Vorzeichen fehlten nicht. Sogar vor der Invasion Dänemarks und Norwegens (Schweden entschlüpfte nur durch Russlands Gnade) verhaftete die holländische Polizei zahllose deutsche Spione. Warum sollte man soviel in einem Lande spio-

nieren, wenn die Deutschen ihm gegenüber keine bösen Absichten hegten? Es wurden merkwürdige Sachen beobachtet. Die Fenster auf der Hinterseite der deutschen Schule im Haag waren mit Papier verklebt, aber als die Polizei auf die Suche ging, entdeckte sie nichts. Seit dem Kriege hatte das Personal der deutschen Gesandtschaft in abnormaler Weise zugenommen, viel stärker als das Personal irgendeiner alliierten Gesandtschaft. Welches war die Aufgabe, die allen diesen Sekretären und Schreibern zugeteilt war? Eines Abends wurde der Polizei ein grosses Couvert ausgehändigt. Es war an ein Büro der nationalsozialistischen Partei in Berlin adressiert und offenbar dazu bestimmt, von einem Kurier über die deutsche Grenze mitgenommen zu werden, wo es der Post übergeben worden wäre, hätte nicht eine sorglose Person es verloren. Das Paket war bei einem der Gebäude, die von der deutschen Gesandtschaft benutzt wurden, gefunden worden. Da es nicht so aussah, als hätte es diplomatischen Charakter, während die Adresse und die Art der Übermittlung Verdacht erweckten, wurde es geöffnet. Der Inhalt war erstaunlich: er bewies klar, dass ein Mann, der verschiedene Jahre Attaché der Gesandtschaft gewesen war, als Chef der deutschen Militärsplionage in Holland arbeitete. Es ergab sich, dass er einen zweiten Mann unter sich hatte, dessen Identität nie enthüllt wurde, der unter dem Namen Jonathan arbeitete und dessen Aufgabe es war, die Angaben, welche ihm von einer Anzahl Spione übermittelt wurden, zusammenzustellen. Jeder dieser Spione hatte eine Nummer, die übereinstimmte mit derselben Nummer, die irgendeinem Kreis der Niederlande gegeben war, in welchem er arbeiten musste. Es war klar, dass diese Spione sorgfältig ausgebildet und trainiert waren, obgleich offensichtlich nicht alle dem Militär angehörten. In unglaublichen Details beschrieben sie alles, was sie im Zusammenhang mit der Verteidigung Hollands zu entdecken imstande waren.

Sie gaben Überblicke von verstärkten Stellungen, Überschwemmungen, Schützengräben, Ortsunterkünften, Bunkern; kurz, von allem, worüber sie irgendeine Nachricht bekommen konnten. Sie erstatteten Bericht über Gespräche, die sie in irgendeinem bekannten Restaurant jungen Offizieren abgelauscht hatten. Sie plauderten mit ihren Wirtinnen, ihren Hausangestellten oder deren Familienmitgliedern. Diese Papiere stellten einen unschätzbaren Fund für die niederländischen Behörden dar; sie brachten sie in die Lage, eine Anzahl dieser Spione zu erwischen, und einige von ihnen erklärten während der Untersuchung, dass man sie durch Massnahmen verschiedener Art gewaltsam dazu gezwungen habe, Spionage zu treiben.

Zur gleichen Zeit jedoch erbrachte dies den unwiderlegbaren Beweis, dass Deutschland sich für unser Verteidigungssystem in einem Ausmass interessierte, das die bösesten Ahnungen entstehen liess. Eine vollständige Liste der Entdeckungen auf diesem Gebiet, die in Holland gemacht und gegen die sofortige Massnahmen, und zwar mit grösster Eile und Energie, ergriffen wurden, wäre zu lang und zu monoton, um hier wiedergegeben zu werden. Das Ergebnis war, dass die niederländische Regierung eine äusserste Vorsichtsmassregel traf. Gegen Ende April wurde im ganzen Lande das Kriegsrecht proklamiert. Dies gab der Regierung und besonders den Militärbehörden eine beträchtliche Gewalt, deren Ausübung unter normalen Umständen verfassungswidrig gewesen wäre. Um jeder umstürzlerischen Spionageaktion nachzuspüren, wurden Post, Telegraph und Telephon unter Zensur gestellt. Das Recht, öffentliche Versammlungen abzuhalten, und das Recht der persönlichen Unverletzbarkeit wurden gekürzt und andere ähnliche Massnahmen getroffen.

Doch sollten alle diese Massnahmen der Behörden in enger energischer Zusammenarbeit mit allen loyalen Bürgern nichts nüt-

zen. Die ehrliche, unparteiische Neutralitätspolitik, die Holland so streng beobachtet hatte, die Anstrengungen zur Erhöhung der militärischen Bereitschaft, der Kampf gegen Spionage und umstürzlerische Aktionen, – es sollte alles vergebens sein. Das Schicksal, wie es von Deutschland ausgelegt wurde, hatte anders beschlossen. Am 10. Mai 1940 begann die Tragödie.

IV.

BLITZ AUS HEITEREM HIMMEL

Bald nach dem Ausbruch des Krieges ersuchte Deutschland die Niederlande, seine Interessen in Polen und in Südafrika, einschliesslich dem Mandatgebiet Südwestafrika, einer der früheren deutschen Kolonien, zu vertreten. Das schien ein vorzügliches Zeichen für Deutschlands Absicht, Holland ausserhalb des Krieges zu lassen: konnte jemand vermuten, dass es von allen Ländern, die es hätte bitten können, die Wahrung seiner Interessen auf sich zu nehmen, die Niederlande ausgewählt hätte, wenn es seine geheime Absicht gewesen wäre, Krieg gegen sie zu führen? Noch am 27. März 1940 schien Deutschland uns ein weiteres Zeichen seines Vertrauens zu geben, indem es uns bat, den Schutz seiner Interessen in Kamerun, einer früheren deutschen Kolonie, welche jetzt unter französischem Mandat stand, zu übernehmen. Dem oberflächlichen Betrachter wäre dies wohl ein neuer Beweis gewesen, dass seitens Deutschlands irgendwelche aggressiven Pläne gegen unser Land vollständig fehlten. Doch legten wir auf die Sache kein grosses Gewicht. Wir wussten sehr wohl, dass wichtige Entschlüsse in Deutschland von sehr wenigen Leuten, wenn nicht von Hitler allein, getroffen werden; alle Routineangelegenheiten werden von Bürokraten behandelt, die nichts von irgendwelchen wichtigen Beschlüssen, die man vielleicht vorbereitet, wissen, und jene Beamten, deren Aufgabe es ist, sich mit den deutschen Interessen im Ausland zu befassen, gehören zu dieser grossen Mehrheit,

die in Detailfragen wohl leistungsfähig, in politischen Angelegenheiten aber ununterrichtet ist.

Diese Überwachung der deutschen Interessen kostete die niederländischen Diplomaten und Konsuln viel Zeit und Anstrengung. Für uns bedeutete sie nur das, abgesehen von der Tatsache, dass die einzige Belohnung Deutschlands ein Angriff auf unser Land sein sollte. Es gab aber eine andere Frage, die uns im Verkehr mit unserem östlichen Nachbarn mehr kümmerte. Hollands Rüstungsindustrie war noch sehr im Rückstand. Bei der Geschwindigkeit und Ausdehnung unserer Wiederaufrüstung waren wir gezwungen, viele Bestellungen von Waffen und Munition ins Ausland zu vergeben. Dies geschah nach vielen Ländern: den Vereinigten Staaten, Schweden, der Schweiz, Italien, Frankreich, Ungarn und auch nach Deutschland. Sogar während des Krieges, als Holland noch neutral war, stimmte Deutschland zu, uns Fliegerabwehrgeschütze und einiges andere Kriegsmaterial zu liefern, aber nur unter der Bedingung, dass ein Teil im Voraus bezahlt würde. Da wir nicht alles, was wir brauchten, zu weniger beschwerlichen Bedingungen bekommen konnten, blieb uns nichts anderes übrig, als der Forderung zuzustimmen. Aber nach der Lieferung von einer oder zwei Kanonen erschien nichts mehr. Wir machten unsere Ansprüche geltend, wir protestierten, wir versuchten herauszufinden, wo die Schwierigkeiten lagen. Nach sorgfältiger Untersuchung entdeckten wir, dass es nicht die Wirtschaftsbehörden waren, die Schwierigkeiten machten: sogar die Wehrmachtsbüros hatten nichts einzuwenden. Der Mann, der die Fortsetzung der Lieferungen abstoppte, war Herr von Ribbentrop. Wie man sich vorstellen kann, gefiel dieser Umstand uns gar nicht. Obwohl Hitler den Ruf hat, alle lebenswichtigen Entscheidungen selber zu treffen, vermutet man allgemein, dass mein deutscher Kollege einer derjenigen ist, dem er vertrauen zu können glaubt. Man nimmt an, dass er über einige der wichtigeren Geheimnisse in-

formiert ist. Wenn deshalb Herr von Ribbentrop es darauf anlegte, Kriegslieferungen nach Holland zu verhindern, war er entweder auf dem Laufenden über Pläne, die von seinem Führer schon gegen uns festgesetzt waren, oder er vermutete, dass Hitler mit der Entwicklung eines solchen Planes beschäftigt war – glücklicherweise waren wir jetzt daran gewöhnt, solchen Situationen kühl ins Gesicht zu sehen. Wir versuchten weiter, soviel wie möglich zu erfahren und es nach unseren Gesichtspunkten zu verwenden, bewusst, dass man in dieser Welt bei keinem Unterfangen aller erheblichen Faktoren gewiss sein kann.

Die bevorstehende Invasion

Die holländischen diplomatischen Vertretungen im Ausland sowie unser Nachrichtendienst taten ihr Bestes, die Regierung ausführlich und möglichst rasch auf dem Laufenden zu halten. Was sie meldeten, war immer interessant, bisweilen mehr oder weniger beunruhigend, aber nie – ausgenommen in den kritischen Novembertagen 1939 – soweit positiv, dass sie eine unmittelbare Bedrohung der Sicherheit des Landes angekündigt hätten. Am Samstag, dem 4. Mai aber bekamen wir ganz unerwartet die Auskunft, dass innerhalb der nächsten Tage eine Invasion der Niederlande stattfinden würde.

Dieser Bericht gab zwar kein bestimmtes Datum für den Angriff, aber er schien sehr bestimmt und kam aus ganz zuverlässiger Quelle. Wir gaben ihn zur Nachprüfung an Agenten weiter; am nächsten Tag wurde er anderweitig bestätigt, hinsichtlich des genauen Datums des geplanten Angriffs war er aber ebenso unbestimmt.

Die Militärbehörden wurden fortwährend auf dem Laufenden gehalten, soweit sie nicht schon aus eigenen Quellen informiert waren. Obwohl die Aussichten sehr düster waren, haben wir nie

einen Augenblick daran gedacht, den Alliierten zu enthüllen, was wir wussten. Die Erfahrung lehrt, dass irgendeine unbesonnene Mitteilung dieser Art immer auch dritten Parteien bekannt wird, und wenn das geschah, würden die Deutschen uns zweifellos eines Neutralitätsbruches beschuldigt haben. Durch eine solche unvorsichtige Handlung hätten wir den Deutschen nur in die Hände gespielt, umso mehr, als es zweifelhaft war, welche Hilfe die Alliierten uns leisten könnten, besonders in so kurzer Frist.

Seit der Invasion Norwegens, also drei Wochen früher, hatten unsere Militärbehörden aus der Taktik, mit welcher jenes unglückliche Land so rasch unterworfen worden war, möglichst viel zu lernen versucht. Der Hauptschluss, den man aus dem norwegischen Feldzug ziehen konnte, war, dass es für uns dringend notwendig war, der Möglichkeit, dass die Deutschen eine beträchtliche Zahl Truppen von Flugzeugen aus entweder auf Flugfeldern oder auf breiten Autostrassen landen würden, in irgendeiner Art wirksam entgegenzutreten. Holland besitzt kilometerlange, breite Betonstrassen, auf welchen, vorausgesetzt, dass kein zu starker Wind weht, solche Landungen leicht ausgeführt werden können. Über lange Strecken gibt es keine Bäume oder andere Hindernisse, um dies zu verhindern. Deshalb war vor kurzem ein vollständiger Plan ausgearbeitet worden, um irgendwelche derartigen Versuche zu vereiteln. Grosse Stahlplatten sollten in der Mitte dieser Strassen in der Richtung ihrer Achsen in gewissen Abständen aufgerichtet werden; diese Platten standen in genügender Anzahl zur Verfügung, so dass diese Arbeit innerhalb drei Wochen längs der Strassen, von welchen wir befürchteten, dass die Deutschen sie benutzen könnten, hätte ausgeführt werden können. Als jedoch die Nachricht kam, dass wir ernsthaft mit der Möglichkeit eines sofortigen Angriffes rechnen müssten, wurden Notmassnahmen getroffen: anstatt Stahlplatten zu montieren, versuchten wir eine schnellere Methode; ein Teil der Strassen wurde durch Hindernisse

jeder Art versperrt: alte Lastwagen, Autobusse und anderes derartiges Material. Natürlich wurde der Verkehr auf diesen Strassen etwas gehemmt, aber dies schien mehr als gerechtfertigt. Die Ereignisse sollten dartun, dass diese Notmassnahmen, zusammen mit der Errichtung von Hindernissen verschiedener Art auf den Flugplätzen, von denen einige verkleinert und andere zum Gebrauch unbrauchbar gemacht wurden, ein grosser Nachteil für die Deutschen waren und ihre Berechnungen in ernste Unordnung brachten. Anstatt Holland in einem Tage zu unterwerfen, womit sie, wie später erwiesen wurde, fest gerechnet hatten, mussten sie fünf Tage lang schwer kämpfen, um im grössten Teil des Landes den zähen Widerstand der niederländischen Truppen zu überwinden. Unsere Wachsamkeit war wenigstens in dieser Hinsicht belohnt worden. Welchen Spielraum der deutsche Generalstab einer unrichtigen Einschätzung der Lage und möglichen Rückschlägen auch eingeräumt haben mag, eines ist ohne Weiteres klar: dass ein Plan, dessen Ausführung mit der Genauigkeit einer Uhr beabsichtigt ist, ernsthaft beeinträchtigt werden muss, wenn ein wichtiger Teil des Vorhabens eine fünfmal längere Periode erfordert, als vorgesehen war. Eine gewisse Desorganisation, Einbusse an Schlagkraft und Truppen, sowie eine Möglichkeit für den Gegner, seine Stellung zu verbessern, muss das unvermeidliche Resultat sein.

In jeder Hinsicht wurden unsere militärischen Vorbereitungen bis ins äusserste gesteigert. Die Urlaube wurden allerseits aufgehoben; an der Grenze wurde die Wachsamkeit verdoppelt. Strassen und Brücken konnten in kürzester Frist gesprengt werden; Dynamit war bereit, Bäume zu fällen, um die Strassen zu sperren.

Ablenkungsversuche

All dies wurde getan trotz der deutschen Propaganda. Die Dienststellen Dr. Goebbels versuchten in jenen Tagen alle Auf-

merksamkeit auf die telephonische Unterredung zu konzentrieren, welche, wie sie behaupteten, zwischen dem britischen Premier, Herrn Chamberlain, und dem Chef der französischen Regierung, Herrn Paul Reynaud, stattgefunden hätte und nach welcher Pläne gemacht worden wären, den Kriegsschauplatz am 20. Mai nach Südosteuropa und der Umgebung des Mittelmeeres auszudehnen. Am 9. Mai – am Tag vor der Invasion Hollands, Belgiens und Luxemburgs – unterstrich die deutsche Presse besonders die Erklärung, die Lord Halifax im Oberhaus über die Zurückziehung britischer Truppen aus Norwegen abgegeben hatte. Er legte dar, dass die Zurückziehung beschlossen worden war, um anderswo neue Operationen zu beginnen. Diese brachten die Deutschen mit einer Bemerkung in Zusammenhang, die, wie sie behaupteten, der britische Informationsminister Duff Cooper gemacht hatte, aus der sie den Schluss zogen, dass die Alliierten wieder kleine neutrale Staaten in ihre Netze zu verstricken beabsichtigten, diesmal im Balkan. Es verdient festgestellt zu werden, dass die Niederlande und Belgien nicht erwähnt wurden, was die deutschen Zeitungen nicht daran hinderte, am nächsten Tag zu proklamieren, dass die Alliierten seit langer Zeit einen Angriff auf Deutschland durch Belgien und die Niederlande ins Auge gefasst hätten. Mangel an Logik und an Folgerichtigkeit hat die deutsche Propaganda nie sehr gestört.

Falls es noch eine Bestätigung brauchte, dass die deutsche Regierung eine Ablenkung der Aufmerksamkeit bezweckte, erbrachte das Radio des Reiches jeden Beweis, den man nur verlangen konnte. Sehr bemerkenswert war die Genauigkeit, mit der Italien diese Versuche unterstützte. Die Mitarbeit des italienischen Rundspruches dehnte sich sogar auf jene Einzelheiten aus, mit denen man noch im letzten Augenblick die Niederlande wieder beruhigen wollte. Aber am aktivsten waren doch die deutschen Sender. Als Beispiel von den Methoden, die angewandt wurden, um

die Aufmerksamkeit von Deutschlands wirklichen Absichten abzulenken, sei hier eine Rundfunkmitteilung wiedergegeben, welche der Deutschlandsender am 8. Mai – zwei Tage vor der Invasion – brachte. Sie ist aufs Geratewohl gewählt:

«Die Enthüllung der britischen Pläne in Südosteuropa hat bei den verschiedenen Völkern den Eindruck erweckt, dass Englands Kriegskrämer jetzt Zuflucht zu einem ebenso plumpen wie dummen Manöver nehmen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Dazu benützen sie amerikanische Presseagenturen, welche die Nachricht verbreiten, Holland sei ernsthaft bedroht. Es ist die alte Methode – haltet den Dieb! –, welche hier angewandt wird. So haben Berichte der Associated Press aus sehr zuverlässiger Quelle mitgeteilt, dass zwei deutsche Heere von Bremen und Düsseldorf aus mit einer solchen Geschwindigkeit gegen Holland aufmarschierten, dass sie bald die Grenzen erreichen würden.

Wir sind in der Lage, mitzuteilen, dass die zuverlässige Quelle dieses militärischen Unsinnns das britische Informationsministerium ist. Dieses britische Informationsministerium ist so schwer von den deutschen Enthüllungen über die drohenden englisch-französischen Absichten betroffen, dass wohl oder übel ein Manöver hat inszeniert werden müssen, um die Aufmerksamkeit abzulenken.»

Dr. Goebbels hat sich immer im Entdecken von Sündenböcken ausgezeichnet. Lange Zeit waren die Juden die Hauptschuldigen. Nachher waren der britische Geheimdienst, die «internationalen Bankiers» oder die Ölgesellschaften an allem Schuld. Diesmal musste das britische Informationsministerium herhalten.

Sogar mit der deutschen Organisation stimmt es bisweilen nicht ganz. Am 10. Mai, drei Stunden, nachdem die Invasion begonnen hatte, erklärte der Deutschlandsender in seinen Frühnachrichten von 6 Uhr morgens – während die Hakenkreuzflugzeuge Holland mit Bomben belegten – folgendes:

«Die Paniknachrichten über Holland, Belgien und den Balkan, die von London und Paris verbreitet wurden, werden vom Pariser Korrespondenten des «Il Messagero» dahin ausgelegt, dass sie von der innenpolitischen Situation der Westmächte veranlasst seien. Durch diese Gerüchtemacherei, schreibt die italienische Zeitung, wünschen die englische und französische Regierung einer Kabinettskrise zuvorzukommen.»

Die niederländische Regierung hat sich nie einen Augenblick von diesen deutschen Manövern in ein Sicherheitsgefühl einlullen lassen. Unsere Nachrichtenquellen, die wir als zuverlässig kannten, sandten auch weiterhin Auskünfte beunruhigenden Charakters. Absolute Gewissheit gab es nicht; aber da Deutschland eben unter äußerst zentralisierter Führung ist, konnte damals kaum eine absolute Gewissheit erwartet werden. Wenn man jedoch die Daten zusammenfügte, entstand ein Bild, das genügte, um die stärkste Beunruhigung hervorzurufen. Auch so aber warnte die Regierung die Alliierten nicht; wir wollten, dass nie eine begründete Anschuldigung gegen uns vorgebracht werden konnte, wir hätten die von uns so folgerichtig beobachtete Neutralität heimlich aufgegeben. Alles, was wir an Vorsichtsmassnahmen trafen hinsichtlich London und Paris, war, den Chefs der niederländischen Gesandtschaften in jenen Hauptstädten gesiegelte Ordre durch Kurier zu senden, deren Inhalt ihnen keineswegs bekannt war und die sie erst beim Empfang eines gegebenen Codewortes öffnen sollten.

Es ist sehr merkwürdig, dass während der Tage, die dem Angriff unmittelbar vorangingen, die deutschen Militär- und Luftattachés im Haag wiederholt erklärten, die Militärbehörden in Berlin könnten nicht verstehen, warum die niederländische Regierung solche ausgedehnten Massnahmen ergreife. Wussten sie wirklich nichts? Bei der zentralisierten Führung des heutigen Deutschlands ist dies möglich; die Untergebenen sind bis zur letzten Minute nicht in-

formiert. Oder war es Täuschung? Das werden wir vielleicht nie erfahren.

Am Mittwoch, dem 8. Mai, zirkulierten in politischen Kreisen Berlins Gerüchte, dass die britische Flotte eine Landung an der holländischen Küste vorbereite. Da wir nicht die geringste Andeutung in dieser Richtung hatten, suchte unser Militärattaché in Berlin einen Abteilungschef im Oberkommando des deutschen Heeres auf, der als Verbindungsoffizier zu den ausländischen Militärattachés in Berlin tätig war, und sagte ihm, dass die niederländische Regierung absolut keinen Grund hätte, eine britische Landung zu befürchten. Nichtsdestoweniger, fügte er hinzu, wären alle Massnahmen getroffen, sowohl zu Land wie zur See, jedem Landungsversuch seitens einer bewaffneten Macht Widerstand zu leisten, und er fügte hinzu, die Niederlande seien vollkommen imstande, ihre Neutralität selbst zu wahren und brauchten keine «Protektion» von irgendwelcher Seite. Der deutsche Oberst antwortete, dass er diese Haltung sehr gut verstehe, die, wie er sagte, völlig in Übereinstimmung sei mit der strikten Neutralität, die von den Niederlanden immer beobachtet worden war. Es ist interessant, diese Erklärung mit den Anschuldigungen des Neutralitätsbruchs zu vergleichen, die von dem deutschen Propagandaministerium erfolgten, nachdem zwei Tage später der Angriff begonnen hatte.

Donnerstag, der 9. Mai ging vorüber ohne jegliche äusserliche beunruhigende Zeichen, weder im Haag noch in Berlin, bis der Abend kam.

Es war ein klarer Frühlingsabend. Meine Frau und ich machten nach dem Abendessen noch einen kurzen Spaziergang, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Es war ein arbeitsreicher Tag gewesen, und da meine Dokumententasche an jenem Abend nicht sehr schwer war, hoffte ich, mich einmal richtig ausschlafen zu können.

Morgen bei Tagesanbruch

Um halb zehn ungefähr – wir waren gerade nach Hause gekommen – bekam ich einen Anruf vom Kriegsministerium: eine ernste Nachricht. Unser Nachrichtendienst hatte eine Warnung vor einem deutschen Angriff auf die Niederlande gesandt; sie enthielt genau fünf Worte: «Morgen bei Tagesanbruch; haltet fest.»

Es war ein schrecklicher Augenblick. Viele werden sagen: «Aber schliesslich wart Ihr doch seit ungefähr neun Monaten auf diese Möglichkeit vorbereitet? Hattet Ihr nicht mehr als einen falschen Alarm vorher?» Natürlich, das alles ist vollkommen wahr; aber nie war uns die Warnung in einer so dramatischen und bestimmten Form zugekommen, und noch nie hatten wir eine Meldung von so bald bevorstehendem Unheil erhalten.

Dieser Schlag traf meine Ermüdung mit einer merkwürdig aufreizenden Wirkung. Wahrscheinlich würde es eine Wache für die ganze Nacht werden. Es war dunkel geworden: wie würde es am Morgen aussehen?

Vom militärischen Standpunkt aus konnte wenig mehr getan werden. Jeder Mann war auf seinem Posten, alle Vorsichtsmaßnahmen waren getroffen. Holland war bereit, seine Neutralität bis aufs Äusserste zu verteidigen, und sein Gewissen war rein.

Telephonisch beratschlagte ich mit meinen Kollegen. Wir machten ab, dass der Verteidigungsminister sofort zu mir kommen sollte, denn wir beabsichtigten, mein Haus für die Nacht zu unserem Hauptquartier zu machen. Später sollten die Ereignisse beweisen, dass wir dadurch Unordnung in die bis aufs kleinste Detail ausgearbeiteten Pläne brachten, die man bei einem gefangengenommenen deutschen General fand: deutsche Mitglieder der fünften Kolonne hätten Oberst Dijkhoorn, den Verteidigungsminister, in jener selben Nacht aus seiner Wohnung entführen sollen. Nichts hatten sie dem Zufall überlassen. Ein Teil der Kolonne sollte sich

vor der Haustür versammeln, in der Erwartung, die Aufmerksamkeit der vor dem Hause Wache stehenden Polizei abzulenken, während die eigentliche Entführung vom Garten hinter dem Hause aus stattfinden sollte.

Inzwischen war der Generalsekretär meines eigenen Departements gekommen, zusammen mit dem Direktor des Kabinetts der Königin und verschiedenen anderen hohen Beamten. Wir sassen in meinem Studierzimmer, rauchten und fühlten uns seltsam ruhig. Auch die Stadt hatte ein ruhiges, normales Aussehen, aber wir wussten, dass nicht alle ihre Bürger schliefen, denn eine nie vorher getroffene Vorsichtsmassnahme wurde in jener Nacht ausgeführt: Tausende von Deutschen, unter denen es möglicherweise Mitglieder der fünften Kolonne gab, wurden in sichern Gewahrsam genommen. Es war eine drastische Massnahme, die, falls dies sich wieder als falscher Alarm erweisen würde, uns in beträchtliche Verlegenheit bringen konnte. Wir konnten es aber nicht riskieren, dass alle diese möglicherweise gefährlichen Leute frei herumlaufen durften. Inzwischen trafen von Städten aus dem ganzen Lande Berichte ein, dass nirgends ein Anzeichen von Unordnung zu spüren war und dass überall vollkommene Ruhe herrschte. Meine Frau hatte die Läden schliessen lassen, damit späte Vorübergehende nicht vom hellen Licht in der offiziellen Wohnung des Aussenministers in so später Stunde erschreckt werden sollten.

Während Den Haag schlief, wurden auf den wichtigsten Zufahrtsstrassen zahlreiche Maschinengewehrposten aufgestellt, ebenso auf vielen Brücken und nahe bei wichtigen Gebäuden. Ähnliche Massnahmen wurden in anderen Städten und in vielen Dörfern im ganzen Lande getroffen. Alles wurde rasch und lautlos durchgeführt. Der Oberbefehlshaber, General Winkelman, war zur Inspektion seiner Truppen abgereist. Als weitere Vorsichtsmassnahme wurden in unserer südöstlichen Provinz Limburg eine Anzahl kleinerer Brücken gesprengt. Es war ein merkwürdiger Ge-

danke, sich vorzustellen, dass unter der Zivilbevölkerung kaum jemand unsere Besorgnisse kannte oder sie teilte.

Ununterbrochen kamen telephonisch oder durch Boten Berichte ein. Das Eigenartige dabei war, dass sie, zusammengefügt, keineswegs ein klares Bild dessen lieferten, was wir zu erwarten hatten. Tatsächlich schienen viele anzudeuten, dass deutsche Truppen von unseren Grenzen weggenommen wurden. Man behauptete, dass an jenem Mittag Manöver in grossem Massstab von Kleve bis Köln begonnen hätten. Keiner der deutschen Stacheldrahtverhaue der niederländischen Grenze entlang war weggeräumt worden. Kein Ultimatum oder «Schutzangebot» traf ein. Eine zweistündige Frist schien doch das wenigste zu sein, was sie uns aus Güte zubilligen würden. Es waren keine zwei Stunden mehr bis zum Morgengrauen, das so oft der Herold von Deutschlands Angriffen ist. Als die lange Nacht verging, bekamen wir wieder etwas Hoffnung. Die Lage in Deutschland hinter der Grenze war zwar bestimmt nicht als ruhig zu betrachten, aber konnten die berichteten deutschen Truppenbewegungen schliesslich nicht das Vorspiel eines Vorstosses in der Richtung des Balkans sein? Und was hatte es für einen Sinn, die Männer durch Märsche zu erschöpfen, wie dies seit dem Nachmittag geschehen war, wenn ihr Ziel war, am nächsten Morgen in die Niederlande einzurücken, wo sie, wie sie wussten, beträchtlichen Widerstand finden würden? Die ersten Morgenstunden sahen uns müde und verwirrt, aber nicht ohne Hoffnung. Gegen halb drei entschlossen wir uns, da wir doch nichts Nützliches mehr tun konnten, zu versuchen, etwas zu schlafen. Mein Kollege, der Verteidigungsminister, sollte den Rest der Nacht in seinem Büro verbringen, die anderen gingen nach Hause, und meine Frau und ich zogen uns zurück, um, wenn möglich, ein wenig zu ruhen.

Der 10. Mai

Während weniger als einer Stunde muss ich krampfhaft geschlafen haben, als meine Frau, die zu aufgeregter war, um schlafen zu können, mich weckte. In weiter Ferne war ein summender Laut vernehmbar. War es eine erneute zufällige Verletzung unseres Territoriums, wie diese seit Kriegsbeginn mehr als einmal stattgefunden hatten? Seitdem habe ich mich oft über den Eifer gewundert, mit dem der menschliche Geist sich an irgendeinen letzten Hoffnungsstrahl festzuklammern versucht.

Ungefähr eine Minute später, noch vor vier Uhr, klingelte das Telephon neben meinem Bett: es kam ein Bericht, dass unsere Flugfelder in Waalhaven, Bergen, Schiphol und De Kooy mit Bomben belegt worden seien. Während ich versuchte, eine Bestätigung zu erlangen, zog meine Frau die Vorhänge auf, und fast überraschend zu dieser Stunde, vier Uhr morgens, fiel das Licht des Tages herein. Ich hatte ein Gefühl von eisiger Kälte. Dann plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, brach rund um uns die Hölle los, als die Flugzeugabwehrkanonen gegen die immer wachsenden Schwärme deutscher Flugzeuge in Aktion traten, die Kasernen an der Peripherie der Stadt bombardierten. Wir konnten beobachten, wie sie, Silhouetten gegen die Bläue unseres Morgenhimmels, Tod und Verderben auf uns schleuderten – auf uns, die wir nie ihnen oder irgend jemandem irgendein Leid zugefügt hatten; wir, die wir wie ihre Führer es nur zu gut wussten, neutral gewesen waren im wahrsten und vollsten Sinne des Wortes.

Wieder klingelte das Telephon. Unser Gesandter in Brüssel berichtete, dass auch die belgische Hauptstadt mit Bomben belegt wurde, besonders der nördliche Teil nahe beim wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Schaerbeek. Er teilte mir auch mit, dass deutsche Truppen die Grenzen Luxemburgs überschritten hatten.

Da es jetzt vollständig sicher war, dass Deutschland Holland an-

gegriffen hatte, rief ich den Premierminister an, und wir kamen überein, dass das Codewort sofort nach London und Paris telephoniert werden sollte; nach dessen Empfang sollten unsere Gesandten ihre geheimen Weisungen öffnen. Dadurch würden sie erfahren, dass sie Grossbritannien und Frankreich um Hilfe bitten sollten – besonders in der Luft, im Hinblick auf das Missverhältnis zwischen unserer eigenen Luftmacht und der des Feindes. Zur gleichen Zeit sollten sie wichtige Enthüllungen über andere Punkte von unmittelbarem militärischem Interesse machen. Automatisch hatte unsere Neutralitätspolitik aufgehört. Wir hatten uns den Alliierten angeschlossen.

Es war offensichtlich ein Nachteil, dass unsere Neutralitätspolitik, die im letzten Kriege ihren Zweck so gut erfüllte, uns nicht erlaubt hatte, uns in Abkommen militärischen Charakters mit irgendeinem Kriegführenden einzulassen. Die Ereignisse bewiesen jetzt, dass wir zuviel mit den deutschen Zusicherungen gerechnet hatten. Jedoch soll noch einmal unterstrichen werden, dass der deutsche Nachrichtendienst, wenn wir vorher in militärische Verhandlungen mit den Alliierten getreten wären, irgend etwas davon erfahren haben würde, und die Folge wäre ein sofortiger deutscher Angriff gewesen, herausgefordert durch eine Tat unsererseits. Das wäre einfach auf Selbstmord hinausgelaufen.

Eilig kleideten meine Frau und ich uns an, während feindliche Flugzeuge über unsere Köpfe donnerten. Seit langem war verabredet, dass im schlimmsten Falle das Aussenministerium an einen Ort verlegt werden sollte, der weniger gefährdet ist als das Stadtzentrum, wo es in normalen Zeiten seinen Sitz hat. Da dieses neue Arbeitsquartier von unserer Dienstwohnung ziemlich weit entfernt lag, hatten wir das Haus eines Freundes, das passender gelegen war, geliehen. Nur das treue Mädchen meiner Frau begleitete uns; die anderen Angestellten erhielten entsprechende Weisungen – und fort ging es im Wagen nach unserer vorübergehenden neuen

Wohnung. Es war eine sehr aufregende Fahrt, so früh am Morgen, beim ununterbrochenen Feuer der Luftabwehrkanonen, einige mit scharfen Explosionen mit grellem Pfeifen und schnell aufeinanderfolgend, andere brummend, dumpf dröhnend. In einiger Entfernung von uns stürzte ein deutsches Flugzeug brennend ab; wir hörten später, dass es die Vorderseite des Hauses eines südamerikanischen Diplomaten herunterriss. Überall standen Militärposten. Einige junge Soldaten auf Fahrrädern rasten um eine Strassenecke: der Ausdruck auf ihren roten Gesichtern war zugleich zielbewusst und gespannt und merkwürdig rührend.

Wir waren froh, unseren Bestimmungsort zu erreichen, ohne von fallenden Granaten getroffen zu werden. Ich verliess meine Frau und begab mich zur Kabinettsitzung in das Haus des Premierministers. Dies war die erste Kabinettsitzung, der ein neues Mitglied, der Minister für Landwirtschaft und Fischerei, der erst vor einigen Tagen ernannt worden war, beiwohnte.

Der deutsche Gesandte ersucht um eine Unterredung

Die Sitzung hatte kaum begonnen – es muss gegen sechs Uhr gewesen sein –, als mein Sekretär vom Aussenministerium telephonierte, um mir zu sagen, der deutsche Gesandte habe ersucht, ihm eine Gelegenheit zu geben, eine wichtige Mitteilung zu machen; deshalb begab ich mich sofort in mein Büro. Unweit des königlichen Palastes wurde der Wagen von einigen Soldaten unter dem Befehl eines jungen Leutnants angehalten; dieser sagte, dass er meinen Wagen nicht durch das Stadtzentrum fahren lassen könne. Er wies darauf hin, dass er strikte Befehle hätte und gab ganz mit Recht auch dann nicht nach, als ich ihm meine Identität mitteilte; so musste ich den Wagen verlassen und dreissig Meter weiter in einem Regierungsbüro um einen Stabsoffizier telepho-

nieren, der mich durch die Militärposten zu meinem Büro begleiten sollte. Gerade als ich das Gebäude verliess, stiessen drei deutsche Flugzeuge herunter, die Strasse entlang unbarmherzig aus ihren Maschinengewehren schiessend, während sie orange eingefasste Flugblätter abwarfen, in welchen die Bevölkerung – nebenbei in einem äusserst fehlerhaften Holländisch! – aufgefordert wurde, die Waffen niederzulegen, sonst würde man das ganze Land dem Erdboden gleichmachen. Als ich in einem Türeingang Schutz suchte, sah ich, wie sie über den Palast flogen und auf ihn zielten. Stücke von Ziegelsteinen und Mörtel kamen an allen Seiten herunter, aber es gab keine Verluste. Dies war meines Wissens der erste Beweis von der Jagd, die die Deutschen ohne Zeit zu verlieren auf die Königin machten, ebenso wie sie es vier Wochen früher auf den König von Norwegen abgesehen hatten.

Als sie fortflohen waren, setzte ich meinen Weg fort, diesmal mit einer Militäreskorte, und erreichte bald mein Büro. Graf von Zech war schon angekommen, von zwei Staboffizieren begleitet, die es ihm möglich gemacht hatten, die Militärpostenkette zu passieren.

Ich empfing ihn sofort, und als ich den Blick auf ihn richtete, tat der Mann, der während mehr als elf Jahren Deutschland im Haag vertreten hatte, mir wirklich leid. Graf von Zech-Burkersroda, um ihn bei seinem vollen Namen zu nennen, ein Mann in den fünfziger Jahren, in dem man leicht den Kavallerieoffizier, der er in seiner Jugend gewesen war, wiedererkannte, ist die Verkörperung des süddeutschen Landedelmannes. Er war mit der Tochter des früheren Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg verheiratet und war fast zwölf Jahre vorher von der Regierung der Weimarer Republik, die von den Gründern und Anhängern des Dritten Reiches so heftig verabscheut wird, ernannt worden. Dem Grafen von Zech war es anscheinend gelungen, sich mit Deutschlands neuen Herren zu einigen. Unter welchen Bedingungen –

haben wir nie gewusst, aber wir hatten immer den Eindruck, dass dieser deutsche Diplomat ein ehrlicher Mann war, welcher sich nicht zu unredlichen oder sonstigen tadelnswerten Methoden erniedrigen würde. Sein Äusseres und sein Benehmen in diesem wichtigen Augenblicke waren in Übereinstimmung mit der Meinung, welche wir uns über seinen Charakter gebildet hatten. Er schien tief bewegt. Da er schliesslich ein Deutscher war, war es natürlich sehr schwierig für uns, zu ergründen, ob er irgendeine Rechtfertigung für das Vorgehen seines Führers sah. Vielleicht – vielleicht auch nicht. Dessen aber bin ich sicher: Graf von Zech war zuviel Gentleman, um sich nicht der Freundschaft zu entsinnen, welche ihm von so vielen Menschen in verschiedenen Augenblicken seines Lebens in Holland zuteil geworden war, Menschen, die ihrerseits auch die Gastfreundschaft auf der deutschen Gesandtschaft genossen hatten und von denen viele seine persönlichen Freunde geworden waren.

Jedenfalls war der deutsche Gesandte sichtlich tief beeindruckt von dem Gedanken, dass dies das Ende seiner Mission in den Niederlanden sein sollte, deren Königin ihm kaum ein Jahr vorher das Grosskreuz des Oranien-Nassau-Ordens verliehen hatte. Die Botschaft, welche er jetzt zu übermitteln hatte, sollte den Vormarsch starker deutscher Streitkräfte ankündigen. Sie sollte nachdrücklich betonen, dass jeder Widerstand vollständig nutzlos sei. Deutschland sei, so führte die Botschaft weiter aus, bereit, die europäischen Territorien der Niederlande sowie jene in andern Weltteilen und auch die Dynastie zu «garantieren», unter der Bedingung, dass kein Widerstand geleistet würde; sonst würden – wir folgen dem deutschen Originaltext so genau wie möglich – die Niederlande Gefahr laufen, die völlige Vernichtung des Landes und dessen politischer Existenz zu erleben. Im Hinblick hierauf war Graf von Zech beauftragt, vorzuschlagen, einen dringenden Aufruf an die Nation und deren Streitkräfte zu erlassen; offensichtlich sollte dieser

die Aufforderung enthalten – obwohl dies nicht erklärt wurde –, jeden Gedanken an Widerstand aufzugeben; er sollte auch verlangen, dass Kontakt mit dem deutschen Heereskommando gesucht würde.

Noch bevor ich fragen konnte, welche Gründe Deutschland möglicherweise für den brutalen Angriff haben konnte, den es gegen eine friedliche neutrale Nation in ihrem Schlaf, sogar ohne jeden Vorwand eines Ultimatums, ohne vorhergehende Warnung oder irgendeinen Unterhandlungsversuch unternommen hatte, gab mir der deutsche Gesandte in wenigen kurzen Worten selber jene Gründe an. Er war beauftragt, zu erklären, die deutsche Regierung habe den unwiderleglichen Beweis einer unmittelbar drohenden Invasion durch britische und französische Streitkräfte in Belgien, den Niederlanden und Luxemburg, die lange Zeit vorher mit Wissen der niederländischen und belgischen Regierung vorbereitet worden sei. Der Zweck dieser Invasion sei, so sagte er, ein Vorstoss auf das Ruhrbecken.

Ich schaute den Gesandten mit fragender Miene an, um sicher zu sein, dass er alles, was man ihn zu sagen beauftragt, vorgebracht hatte und dachte dann einen Augenblick schweigend nach, bevor ich antwortete. Als er eintrat, war ich sehr gespannt gewesen, zu hören, was er zu sagen hatte; jetzt wusste ich es. Es war ein Dokument im reinsten nationalsozialistischen Stil: es enthielt die Drohung, die Einschüchterung, das verlockende Versprechen und die falschen Gründe. Es war von neuem genau das, was Belgien im Jahre 1914 geschehen war.

Ich war ehrlich empört. Wenn es jemanden gab, der wusste, welche Mühe man sich ununterbrochen gegeben hatte, um das Land in einem Zustand wirklicher Neutralität zu halten, so war ich es. Niemand hatte sich in den letzten acht Monaten ernsthafter bemüht und geplagt als ich, diese Politik durchzuhalten und weiterzuführen. Da, mir gegenüber, sass der Vertreter der Re-

gierung Herrn Hitlers; ausserhalb des Gebäudes donnerten die Luftabwehrgeschütze eine finstere Begleitmusik zu unserer Unterredung. Ich nahm ein Blatt Notizpapier und schrieb, damit kein Missverständnis entstehen sollte, meine Antwort nieder – mit dem, was mir am nächsten bei der Hand war, einem Blaustift.

Sie war sehr kurz; sie besagte nur, dass die niederländische Regierung mit Entrüstung die von Deutschland gemachte Behauptung zurückweise, sie habe in irgendeiner Weise oder mit irgendeiner dritten Macht an einem Abkommen gegen Deutschland teilgenommen oder davon gewusst. Angesichts des beispiellosen deutschen Angriffs auf die Niederlande, der ohne jegliche vorhergehende Warnung ausgeführt worden war, betrachte die niederländische Regierung sich jetzt als im Kriegszustand mit Deutschland. Ich überreichte diese Erklärung dem Grafen von Zech und fragte ihn, ob er etwas Weiteres zu sagen habe. Er sagte nur ein paar Abschiedsworte. Ich reichte ihm die Hand: ich hatte ihn immer als einen anständigen Menschen betrachtet und sogar – abgesehen davon, dass er ein deutscher Staatsbeamter war – als einen Freund meines Landes. Nie werde ich seine leichtgebogene Gestalt vergessen können, wie er zwischen den Staboffizieren, die ihn zur Gesandtschaft zurückbegleiteten, das Zimmer verliess.

Überprüfung der Lage

Ich hatte eine kurze Besprechung mit meinen vertrautesten Mitarbeitern und prüfte mit ihnen nach, ob alle wichtigen Dinge erledigt seien. Unsere Gesandtschaften im Ausland waren benachrichtigt; Anordnungen waren getroffen, die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft und der deutschen Konsulate im Lande vorübergehend im besten Hotel im Haag unterzubringen bis zum Entscheid über ihr weiteres Schicksal. Es war dies ein schwieriges Pro-

blem, denn ihre eigene Armee versperrte den Weg nach Deutschland, wohin sie hätten gehen sollen; auch Belgien war in den Kampf verwickelt und die Nordsee für ihre Heimfahrt zu gefährlich. Der Direktor des Kabinetts der Königin kam; ich ersuchte ihn, die Königin, die damals im Huis ten Bosch weilte, wo ein bombensicherer Schutzraum für sie gebaut worden war, von der Botschaft des deutschen Gesandten und von meiner Antwort in Kenntnis zu setzen.

Inzwischen wurde ich zu einer weiteren Kabinettsitzung in eines der anderen Regierungsgebäude gerufen, das vielleicht eine Viertelstunde vom Aussenministerium entfernt war. Die Strassen boten einen ausserordentlichen Anblick. Es war ungefähr sieben Uhr, ein schöner, sonniger Tag. Die Blumensträucher im Park, den ich durchqueren musste, standen in verschwenderischer Blüte. Alle Leute, die ich auf der Strasse sah, waren bewundernswert in ihrer Unerschütterlichkeit und dem gänzlichen Mangel an Panik. Mit dem Velo oder zu Fuss begaben sie sich zu ihrer Arbeit, ruhig, dann und wann zu den deutschen Flugzeugen, die über ihren Köpfen kreisten, auf schauend. Bei allen wichtigen Strassenkreuzungen hielten Gruppen von Soldaten mit Maschinengewehren und Gewehren alle Wagen und Passanten an, um festzustellen, ob Deutsche darunter wären und sie, wenn nötig, zu durchsuchen. Hin und wieder zerriß eine laute Explosion die Luft. Anscheinend warf der Feind in der Nachbarschaft Bomben ab, obwohl es schwer zu verstehen war, warum; denn Den Haag war eine offene Stadt mit einer ganz unbedeutenden Garnison. Vielleicht hätte man ihnen verzeihen können, wenn sie nur die Kasernen bombardiert hätten, das einzige Ziel militärischen Charakters in der Stadt mit Ausnahme der Gebäude des Verteidigungsministeriums und des Generalstabes; aber sie zielten äusserst ungenau, vielleicht wegen des fortwährenden Feuers unserer Fliegerabwehrbatterien, die sie zwangen, in beträchtlicher Höhe zu bleiben. Anstatt irgendeines militärischen Ob-

jektes zerstörte eine Bombe einen Teil einer Entbindungsanstalt, Pflegerinnen, junge Mütter und Säuglinge wurden getötet oder verletzt; gleichzeitig zerstörten sie auch die Vorderseite einer Reihe von Häusern, die an ein Gefängnis grenzten. Man kann nur vermuten, was die Gefangenen und die Insassen des Spitals, von denen keiner nach Belieben die Anstalt verlassen konnte, empfanden.

Der niederländische Gesandte bei Herrn von Ribbentrop

Überlassen wir jetzt für einige Minuten das Kabinett seinen Diskussionen und sehen wir, was sich inzwischen in Berlin ereignete. Dort hatte, um halb sechs morgens, ein untergeordneter diplomatischer Beamter ersucht, von Jonkheer van Haersma de With, der vor seiner Ernennung an die Gesandtschaft in Berlin Gesandter der Königin in Washington gewesen war, empfangen zu werden. Der Gesandte wurde gebeten, Herrn von Ribbentrop sofort zu besuchen.

Die Zusammenkunft fand um 6.15 morgens statt; der deutsche Aussenminister überreichte dem niederländischen Gesandten ein umfangreiches Memorandum mit Annexen mit der Bitte, es zu lesen. Jonkheer van Haersma de With begann die Lektüre dieser Dokumente, und seine Entrüstung wuchs mit seinem Erstaunen, als er die neunundfünfzig Seiten der Abhandlung umblätterte. Als er fertig war, widerlegte er entrüstet die Behauptung, welche sie enthielt – eine leichte Aufgabe, denn die Unrichtigkeit der Argumente war handgreiflich.

Vielleicht wird der Leser fragen: «Aber was waren diese Dokumente?» Sie fingen an mit der Behauptung, der Hauptzweck der französischen und britischen Politik sei die Verbreitung des Krieges nach immer mehr Ländern, die als Hilfstruppen der Westmächte benützt werden sollten. Vor kurzem sei Deutschland

einem Erfolg dieser Politik in Norwegen zuvorgekommen und hätte sich jetzt verpflichtet gesehen, eine vorbeugende Aktion in den Niederlanden und in Belgien zu unternehmen (Luxemburg war anscheinend so klein, dass es in diesem Dokument übersehen war). Belgien und Holland seien nicht neutral gewesen, so behauptete das Schriftstück. Seit Anfang des Krieges seien belgische und niederländische Zeitungen Deutschland gegenüber sogar noch feindlicher gewesen als die französischen und britischen Blätter; hervorragende Persönlichkeiten in beiden Ländern hätten bewiesen, dass dort die Sympathien auf Seiten Englands und Frankreichs seien. Viele andere Ereignisse politischer und wirtschaftlicher Natur hätten, so wurde gesagt, diese Tendenz betont. Auffallend war, dass kein einziges konkretes Beispiel für diese Beschuldigungen erwähnt wurde, ganz abgesehen davon, in wie weit diese Behauptungen überhaupt etwas mit der Neutralität, wie sie vom internationalen Recht bestimmt wird, zu tun hatten. Eines ist sicher: wenn diese Beweisführung einen Sinn hatte, so ist es schwer einzusehen, warum die Deutschen nicht sofort den Vereinigten Staaten den Krieg erklärten.

Weiterhin, besagten die Dokumente, hätten die Niederlande den britischen Geheimdienst bei seinen Versuchen, eine Revolution in Deutschland zu organisieren, unterstützt, unter Mitwirkung der höchsten Beamten und des Generalstabs. Sodann wurde behauptet, die Vorbeugungsmassnahmen der Regierungen Belgiens und der Niederlande seien unwiderlegbare Beweise der Tatsache, dass beide Länder nur gegen Deutschland Militärmassnahmen getroffen hätten, um ihre Neutralität durch Waffengewalt zu behaupten. Besonders im Fall der Niederlande war dies eine grosse Unwahrheit: gegenüber England waren der ganzen Küste entlang genügend Truppen, um jede Landung zu verhindern, und dazu gab es auch noch die Flotte.

In diesem Ton fuhr das deutsche Memorandum fort; als Be-

stätigung führte es lange und äusserst wirre Berichte von Himmler, dem bekannten und gefürchteten Chef der Gestapo, dem Innenminister Dr. Frick und dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht General Keitel an. Der Geist, in dem diese Dokumente entworfen worden waren, kann vielleicht am besten gekennzeichnet werden durch ein wörtliches Zitat aus dem Schlussparagrafen des von Himmler und Frick unterschriebenen Berichtes, welcher besagte, dass sie hofften, mehr Einzelheiten über die «düsteren Pläne der dunkeln, homosexuellen, ja sogar asozialen, kriminellen Elemente des sogenannten Secret Intelligence Service zu erfahren».

Das Dokument* war offenbar von verschiedenen Händen ver-

* Am 28. Juni 1940 veröffentlichten die Deutschen ein «Weissbuch», das Dokumente enthielt, von denen man behauptete, «sie seien aufs Geratewohl aus der Menge von Beweismaterial genommen, das die deutschen Truppen während ihres Vormarsches durch Holland und Belgien gefunden hätten», um zu zeigen, dass die Regierung der Niederlande «eingehende Militärabkommen mit England und Frankreich getroffen habe». Für jemand, der Interesse für die Technik der deutschen Propaganda hat, kann es sich lohnen, dieses «Weissbuch» zu prüfen. Für alle anderen ist eine solche Prüfung Zeitverlust, da die Niederlande keine vorhergehenden Militärabkommen irgendwelcher Art mit Frankreich und England getroffen hatten. Die Deutschen stützten sich hauptsächlich auf den Inhalt der versiegelten Weisungen militärischer Natur, die frühzeitig den niederländischen Gesandtschaften in Paris und London geschickt worden waren, aber erst nach Empfang eines Codewortes, das allein im Falle eines deutschen Angriffes geschickt werden sollte, geöffnet werden durften. Indem man die wesentliche Erklärung, dass diese Weisungen nicht im Voraus irgendjemandem ausserhalb des niederländischen Oberkommandos bekannt waren, sogar nicht den Gesandten der Niederlande in Paris und London, die sie (versiegelt) in ihrem sicheren Gewahr hatten, fortliess, wurde der falsche Eindruck erweckt, als seien Militärabkommen zwischen den Niederlanden und den Alliierten abgeschlossen worden. Als das deutsche Weissbuch veröffentlicht wurde, lenkte der niederländische Oberkommandierende, General Winkelman, die Aufmerksamkeit auf diese bewusste Unterlassung, welche darauf berechnet war, den Eindruck zu erwecken, die niederländische Regierung habe sich eines ernstesten Neutralitätsbruches schuldig gemacht. Demzufolge wurde der General seines Postens enthoben und als Kriegsgefangener nach Deutschland gebracht. Er hatte aber seine Absicht erreicht: das deutsche Weissbuch war diskreditiert.

fertigt. Es war verwirrt und übermässig reichhaltig in seinen Feststellungen. Dies ist möglicherweise absichtlich so gemacht worden, denn man wollte offenbar nicht einfach und klar sein, sondern einen Wust von Details anführen, um eine Zusatzwirkung zu erreichen.

Merkwürdig ist es, dass im Haag kein Exemplar dieser Dokumente zu erhalten war, um sie denen zu überreichen, die sie am meisten angingen: der niederländischen Regierung. Der deutsche Gesandte besass kein solches Exemplar. Dies war kein Zufall, wie jene denken mögen, die mit den vom Dritten Reich angewandten Methoden weniger vertraut sind. Als Herr von Ribbentrop in den frühen Morgenstunden des Freitags den niederländischen Gesandten empfing, erklärte er ausdrücklich, dieses Memorandum mit seinen Annexen würde im Haag nicht überreicht werden. Für einen normalen Gedankengang war das bestimmt ein sehr aussergewöhnliches Vorgehen. Die ganze Fabrikation sollte eine Anklage gegen die niederländische Regierung, die holländischen Zivil- und Militärbehörden und die Nation als ein Ganzes darstellen. Aber sie sollten zuerst angegriffen werden. Es wurde ihnen nicht einmal unmittelbar nachdem der Angriff entfesselt war, mitgeteilt, welche Beschwerden die Deutschen gegen sie hatten, und alles, was ihnen zu erfahren gestattet war, fand sich in der Radioansprache des Dr. Goebbels über diese Anschuldigungen, während der Angriff im Gange war. Schliesslich ist das Radio ein Instrument, das keine Diskussion zulässt, wie die nationalsozialistische Regierung selber, die in internationalen Beziehungen eine besondere Neigung für Aktionen ohne vorhergehende Unterhandlung hat. Die maschinengeschriebenen Dokumente des Herrn von Ribbentrop waren anscheinend lange im Voraus vorbereitet worden, fertig zum Gebrauch, falls die Gelegenheit es erheischen würde: der Annex, von Himmler und Frick unterschrieben, war schon vom 29. März datiert. Es scheint befremdend, dass die

Deutschen es sich nicht zweimal überlegten, bevor sie ein sechs Wochen altes Dokument benutzten, um «unwiderlegbar» die Notwendigkeit zu beweisen, einem französisch-englischen Versuch zur Invasion Deutschlands zurvorkommen, der, nach Herrn von Ribbentrops Memorandum, das das Datum des 9. Mai trug, damals erst bevorstand und von dem niemand vorher irgendeine Andeutung bekommen hatte. Der ganze Zweck dieser erstaunlichen Zusammenstellung war klar. Nach Hitlers Grundsatz handelnd, dass kleine Lügen nicht überzeugend sind, während grosse Lügen, besonders wenn sie oft genug wiederholt werden, immer gehört werden, hatten die Nationalsozialisten ein «Dossier» gegen die Niederlande vorbereitet. Dieses mit richtiger deutscher Gründlichkeit zusammengestellte Dossier sollte rechtzeitig fertig sein im Augenblick, wo die Führer das Signal gaben, um es aus einer Schublade holen zu können. Eines der Hauptargumente, das man gegen Holland vorbringen wollte, war der im dritten Kapitel beschriebene Venlo-Zwischenfall. Es ist selbstverständlich, dass dieser Zwischenfall, der, wie man sich erinnern wird, im November 1939 stattfand, sofort ausgenützt worden wäre, wenn die Deutschen damals irgendeine sogenannte Entschuldigung für den Angriff auf Holland gebraucht hätten: seitdem hatte sich in den Beziehungen zwischen beiden Ländern nichts Wesentliches geändert. Aber nein! die Geschichte, wie sie von den Deutschen verdreht und übertrieben war, wurde sorgfältig kalt gelagert, im März von Himmler und Frick aufgewärmt, von den Hauptleutern als unzureichend befunden, als sie meinten, die Zeit zum Gebrauch näherte sich; deshalb von den Mitarbeitern General Keitels in der Gestalt eines Memorandums, datiert vom 5. Mai, entwickelt und schliesslich von Herrn von Ribbentrop in dem Dokument, das er dem holländischen Gesandten überreichte, zusammengefasst und mit Schlagzeilen versehen.

Wir haben hier ein typisches Beispiel der nationalsozialistischen Taktik: keine gerechte vorangehende Diskussion, aber einseitiges

Handeln. Der Nationalsozialist verlässt sich auf seine Übermacht und masst sich an, da zu strafen, wo er selber nur Partei ist – was ihn nicht daran hindert, selber die Stellung eines Richters einzunehmen. Es ist wirklich schwer, eine vollkommeneren Umwertung der bisher gültigen Normen innerhalb von kultivierten Gemeinwesen zu finden. Wehe der Welt, in der eine solche rückständige Auffassung der internationalen Beziehungen eine beherrschende Stellung einnähme!

Die unzusammenhängende Beweisführung, die Verweisung auf Zeugen, die – diese Dokumente erklären es mit Naivität – entweder gestorben waren oder in Gefängnissen der Gestapo schmachteten, das Fehlen der Namen und weiterer Einzelheiten über die Gewährsmänner, welche nur als «eine zuverlässige Quelle» oder mit derartigen Bezeichnungen angedeutet wurden – dies alles trug, sogar Uneingeweihten gegenüber, dazu bei, dieser sonderbaren Anklage einen sehr zweifelhaften Charakter zu geben. Die Eingeweihten wissen, dass es gar keinen Grund für solche Anschuldigungen gibt. Nie hatte die niederländische Regierung irgendwelche Kenntnis eines französischen oder britischen oder französisch-britischen Planes für eine Invasion Deutschlands gehabt; nie haben zwischen den Niederlanden und irgendeinem alliierten Land oder Ländern Generalstabsbesprechungen stattgefunden. Die niederländische Regierung sowie die ganze Nation hatten ein reines Gewissen. Nur aus diesem reinen Gewissen heraus leisteten sie dem deutschen Angriff mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Kraft Widerstand, da sie wussten, dass sie die Opfer einer Gewalttat waren.

Die Schrift des Herrn von Ribbentrop wurde sehr überzeugend, als sie in ihren Schlusssätzen trotz aller belgischen und holländischen Missetaten abschwächend feststellte, die deutsche Armee käme nur, um die Neutralität dieser verbrecherischen Länder mit allen militärischen Streitkräften des Reiches sicherzustellen.

Herr von Ribbentrop fuhr sodann fort: «Die deutschen Streitkräfte sind nicht als Feinde der belgischen und holländischen Nation gekommen, denn die Reichsregierung hat diese Entwicklung nicht gewollt oder verursacht.» Man reibt sich die Augen, wenn man solche Erklärungen liest und es scheint besser, keine Worte mehr an die deutsche Anklage zu verschwenden.

Nachdem der niederländische Gesandte die Behauptungen, die die Dokumente Herrn von Ribbentrops enthielten, kategorisch und heftig zurückgewiesen hatte, beschwor dieser ihn, jeden Widerstand in Holland aufzugeben. Er sagte, der Führer sei ein guter Freund, aber ein gefährlicher Feind; er sei bereit, die Unabhängigkeit der Niederlande, die Kolonien in Übersee und die Dynastie inbegriffen, zu garantieren, unter der einzigen Bedingung, dass die Holländer auf eine Verteidigung verzichteten. Wenn sie diese nicht sofort aufgäben, wäre «Vernichtung» ihr Schicksal. Der niederländische Gesandte antwortete kühl, er habe seinen vorhergehenden Erklärungen nichts beizufügen: sein Land würde bis zum Äussersten Widerstand leisten und die Geschichte würde Deutschland allein für diesen grundlosen Angriff auf eine befreundete Nation verantwortlich machen. Damit war die Unterredung zu Ende; Jonkheer van Haersma de With wurde zur Gesandtschaft zurückbegleitet, wo er erfuhr, dass Holland sich als im Kriegszustand mit Deutschland betrachtete.

Von jeder Verbindung mit dem Haag abgeschnitten, entschloss sich der Gesandte, seine Pässe zu verlangen, um Deutschland über die Schweiz zu verlassen, und benutzte die Gelegenheit gleichzeitig, seine Proteste gegen die deutsche Aktion zu erneuern. Diese Note wurde um drei Uhr nachmittags im deutschen Aussenministerium überreicht. Ein paar Stunden später wurde der Gesandtschaftsrat aufgefordert, sofort ins Aussenministerium zu kommen. Nachdem man ihn lange hatte warten lassen – so lange, dass er schliesslich seine Absicht zu gehen kundgab, falls man ihn länger aufhielte –

wurde ihm mitgeteilt, die Note, in welcher der Gesandte seine Pässe verlangt hatte, könne nicht angenommen werden wegen ihres, wie man sagte, «unverschämten Charakters». Als der holländische Diplomat den Grund zu wissen verlangte, warum die deutsche Regierung an der Note Anstoss nehme, sagte der Beamte, der ihn empfing, Herr von Ribbentrop sei ungehalten wegen eines Paragraphen des Inhalts: «Mit der Vergewaltigung der Elementarprinzipien des Rechtes und des Anstandes hat Deutschland die alten Bande, die es mit der holländischen Nation in Frieden und Freundschaft verbanden, zerrissen,» und besonders durch den Ausdruck «Deutschlands Angriff». Als der Holländer bemerkte, in diesem Falle scheine das Wort «Angriff» kaum unangebracht, antwortete der deutsche Beamte kurz: «Dies ist kein Angriffsfall», und als er gefragt wurde, wie man Deutschlands Handlung denn sonst nennen sollte, zuckte er nur die Achseln und sagte: «Darüber diskutieren wir jetzt nicht.» Durch die Abweisung der Note des niederländischen Gesandten wurde das deutsche Aussenministerium nicht daran gehindert, eine Kopie davon sorgfältig aufzubewahren, und am nächsten Morgen berichteten grosse Schlagzeilen in den Berliner Zeitungen dem Publikum über die «empörende Unverschämtheit der holländischen Kriegsverbrecher» und «Schwindler», welche die deutsche Handlungsweise bei ihrem richtigen Namen zu nennen gewagt hatten.

Bis zu ihrer Abreise nach der Schweiz blieben der niederländische Gesandte und seine Mitarbeiter in Berlin, wo man ihnen am ersten Tage ihre Freiheit liess. Dann wurden sie jedoch alle im Gesandtschaftsgebäude eingesperrt, das sich gar nicht für die Unterbringung von einigen weiteren dreissig Personen, wozu noch einige kleine Kinder kamen, eignete. Der amerikanische Bevollmächtigte, Mr. Alexander Kirk, und der schwedische Gesandte sorgten glücklicherweise dafür, dass genügend Matratzen und Essen beschafft wurden, denn niemand durfte das Gebäude ver-

lassen, das von der Gestapo umstellt und vollständig isoliert war, da man das Telephon abgeschnitten hatte. Keine Entschuldigung oder Erklärung für diese ungewöhnlich harte Behandlung wurde gegeben. Am Abend des vierten Tages endlich führte ein Sonderzug die Gesellschaft zum Bodensee an die Schweizergrenze, von wo aus nach noch einmal fünf Tagen Wartens – diesmal in einem komfortablen Hotel – sie endlich das Land verlassen durften. Jenseits des Bodensees wurden sie auf Schweizergebiet herzlich willkommen geheissen, und keine Freundlichkeit wurde je mehr geschätzt als die Pflege, welche ihnen in der kleinen Eidgenossenschaft zuteil wurde, wo Freiheit, Wahrheit und Ehre eine ebenso hohe Stelle einnehmen wie in Holland.

In Berlin wurde die Nachricht von der deutschen Offensive gegen Holland und Belgien ohne jegliche Begeisterung von der Menge aufgenommen. Die allgemeine Stimmung blieb ebenso deprimiert wie vorher. Aus irgendeinem merkwürdigen Grunde wurde plötzlich ein Tanzverbot erlassen.

Die Kämpfe in Holland

Es ist schon lange her, seit wir die Niederlande verliessen, über die feindliche Flugstreitkräfte Tod und Verderben brachten. Während das Kabinett die fortwährend einlaufenden Berichte über die Kämpfe prüfte, richtete die Königin in einer Rundfunkrede einen ergreifenden Appell an die ganze Welt. «Nachdem unser Land mit grösster Sorgfalt während all dieser Monate eine strikte Neutralität beobachtet hat,» sagte Ihre Majestät, «hat Deutschland plötzlich, ohne jegliche Warnung unser Territorium angegriffen. Dies geschah trotz eines feierlichen Versprechens, dass die Neutralität unseres Landes respektiert werden würde, so lange wir diese Neutralität innehielten. Ich richte hiermit einen flammenden

Protest gegen die beispiellose Vergewaltigung von Treue und Glauben und von allem, was in den Beziehungen zwischen Kulturstaaten anständig ist. Ich und meine Regierung werden jetzt unsere Pflicht tun.» Die Botschaft bewegte die Herzen aller, zu Hause und im Ausland.

Bald begann die Regierung Berichte besonders beunruhigender Art zu empfangen. Aus vielen Orten in der Umgebung Haags kamen telephonische Nachrichten über Fallschirmjäger, die in einem weiten Kreis um den Sitz der Regierung herum gelandet waren. Diese Männer wurden aus speziell bezeichneten Flugzeugen heruntergelassen: der Pilot hatte, sobald er sich über der angegebenen Stelle befand, nur einen Hebel an seiner Seite zu ziehen, dadurch öffnete sich der Boden des Flugzeugs, und die Fallschirmjäger stürzten in die Tiefe. Diese Männer hatten nicht nur kleine Feuerwaffen, sondern auch Maschinengewehre und Radioapparate. Sobald sie gelandet waren, suchten sie hinter Deichen, in Wäldern oder in Bauernhäusern Deckung und wurden durch ihre beträchtliche Zahl bald zu einer gefährlichen Landplage, weil sie die Gegend terrorisierten und eine Zersplitterung der zu ihrer Bekämpfung erforderlichen Truppen notwendig machten. Diese Fallschirmjäger, junge Leute zwischen 16 und 20 Jahren, machen vor nichts halt, durchdrungen von der Lehre, dass alles in einem Kriege zum Ruhme Deutschlands erlaubt sei. Dazu vernahmen wir, dass grosse Truppenbestände von Wasserflugzeugen aus gelandet würden, die auf Kanälen, Docks und Flüssen im Herzen des Landes, besonders in der unmittelbaren Umgebung Rotterdams und seines Flughafens Waalhaven wasserten.

Nach vielen heftigen Luftkämpfen, aus denen die Deutschen dank ihrer grossen Übermacht siegreich hervorgingen, waren sie in der Lage, die niederländischen Bataillone, die die Flugfelder verteidigten, intensiv mit Maschinengewehren zu beschliessen und ihnen dadurch sehr empfindliche Verluste zuzufügen. Sodann wur-

den Fallschirmjäger heruntergelassen, um die Hindernisse zu beseitigen, die auf den Landungsplätzen angebracht worden waren, und von jenem Augenblick an konnten sie auch Truppen in Landflugzeugen einsetzen. Schon einige Stunden nachdem der Angriff eingesetzt hatte, war dies in Waalhaven bei Rotterdam geschehen, ebenso auf drei kleineren Flugfeldern beim Haag, und auf diese Weise bildeten bald Tausende von deutschen Soldaten einen Kreis um das politische und administrative Nervenzentrum des Landes. Die Absicht war klar. Ebenso wie in Norwegen war der erste Zweck des Angreifers, die Tätigkeit der Königin und der Regierung sofort zu lähmen. Dies brauchte kaum eine Bestätigung. Es wurde jedem klar, der einen Blick auf eine Karte Hollands warf. In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass am selben Tag etwas später ein Flugzeug abgeschossen wurde, das einen deutschen General an Bord hatte; dieser wurde getötet. Seine Weisungen wurden auf ihm gefunden, und diese bewiesen, dass General von Sponeck – denn das war sein Name – Befehl hatte, Den Haag am ersten Invasionstage zu nehmen. Sollten die Holländer nachgeben, so sollte er sie behandeln, wie die Dänen einen Monat vorher behandelt worden waren. In diesem Fall sollten sorgfältige Vorkehrungen getroffen werden, eine Ehrenwache vor dem königlichen Palast aufzustellen. Sollten aber die Holländer darauf beharren, ihr Land zu verteidigen, so sollten die Königin und ihre Minister so bald wie möglich in einem Transportflugzeug nach Berlin gebracht werden, wo sie, wie man erklärte, gemäss ihrer Weigerung, sich zu ergeben, behandelt werden sollten. Diese Pläne wurden vereitelt. Im Augenblicke, wo nach dem deutschen Stundenpläne Den Haag in ihre Hände fallen sollte, war General von Sponck tot. Die Paradeuniform, welche er sorgfältig mitgebracht hatte, sollte ihm nicht mehr dienen. Sogar das Pferd, das er auf seinem siegreichen Einzug in Den Haag reiten wollte, hatte das Schicksal seines Herrn geteilt, denn das

Flugzeug, das diesen ungewöhnlichen Passagier an Bord hatte, war ebenfalls von den Holländern abgeschossen worden.

Die holländischen Truppen kämpften in ihrer Wut, wie nur Männer, die ihr eigenes Land in einer guten Sache verteidigen, kämpfen können; ihre Tapferkeit beseitigte in einem Tag die Gefahr, dass Königin und Regierung, fast bevor die Schlacht sich entwickelt hatte, gefangen genommen wurden. Als jedoch die ersten Tausende deutscher Soldaten gelandet waren und Den Haag einkreisten, war es unmöglich, vorherzusagen, wieviele noch folgen oder welche Wendung die Ereignisse in der nächsten Zukunft nehmen würden.

Zwei Minister gehen nach England

Dieser Ungewissheit wegen fasste das niederländische Kabinett einen wichtigen Entschluss. Die Stimme der gesetzlichen niederländischen Regierung durfte auf keinen Fall zum Schweigen gebracht werden, auch wenn das Schlimmste geschehen sollte. Nichts sollte ungetan bleiben, um dies sicherzustellen. Dass in diesem Zeitpunkt die Regierung als Ganzes das Land verliess, kam natürlich nicht in Frage, obwohl sie in der Gefahr schwebte, gefangen genommen zu werden. Die eigentliche Schlacht hatte erst angefangen, und es war keineswegs ausgeschlossen, dass unsere Streitkräfte sich halten würden. Aber Vorsicht schien auch unter den bestehenden Umständen geboten, und so wurde beschlossen, dass der Aussenminister und der Kolonialminister einen Versuch machen sollten, das Land sofort zu verlassen, alliiertes Gebiet zu erreichen und dort den Kontakt mit den Regierungen Englands und Frankreichs aufzunehmen. Darum standen Herr Welter und ich auf und verabschiedeten uns von unseren Kollegen. Wir brauchten wenig Zeit für unsere Reisepläne. Da damals noch immer zwischen Den Haag und Rotter-

dam und sogar noch weiter landeinwärts weitergekämpft wurde, schien eine Reise nach Frankreich durch Westbelgien unmöglich. Alle Flugplätze in der Nachbarschaft waren unbrauchbar, daher schien ein Wasserflugzeug unsere einzige Möglichkeit. Das Glück war mit uns. An neunundneunzig von hundert Tagen bespült das Meer die holländische Küste in schweren Wogen, die es einem Wasserflugzeug unmöglich machen, irgendwo in der Nähe der Küste vor Anker zu gehen; dies aber war der hundertste Tag. Kaum eine Kräuselung trübte die Oberfläche des Wassers. Deshalb wurde der Marinestab ersucht, ein Wasserflugzeug nach Scheveningen, den unmittelbar beim Haag gelegenen Badekurort, zu senden, während wir uns schnell auf die Reise vorbereiteten. Ich fragte meine Frau, die sich gerade in unserem neuen Heim installiert hatte, ob sie, falls das Wasserflugzeug Platz für sie wie für meinen Kollegen und für mich hätte, die Reise mit mir wagen wolle. Sie stimmte sofort zu. Eilig packten wir einige Papiere und persönliche Sachen zusammen und fuhren mit meinem Kollegen nach Scheveningen. Es war eine sonderbare Szene. Der Marinestab hatte zwei Wasserflugzeuge geschickt, die auf dem blauen Wasser vor Anker lagen. Überall um uns herum wurde geschossen, von den Hafendämmen, vom Leuchtturm her und von der Strandpromenade; man machte den Versuch, die deutschen Flugzeuge, die vereinzelt über der Stadt kreisten, daran zu hindern, auf die unsrigen zu stossen. Wir wurden von einigen hohen Offizieren über den Strand begleitet, die uns erzählten, Fallschirmjäger hätten schon auf dem Wege nach Scheveningen mit schweren Maschinengewehren auf unsere Wasserflugzeuge geschossen. Eines von ihnen verlor schon so viel Öl, dass es nicht benutzt werden konnte, aber das andere schien, obwohl einer seiner Schwimmer ein Leck hatte, noch imstande, sich zu erheben. Der Kommandant sagte, es sei Platz für meine Frau. So kletterten wir an Bord, wo wir neben dem Maschinengewehr, dem Radioapparat und an-

derem Kriegszubehör eingekeilt sassen. Die Hälfte unseres bescheidenen Gepäcks fand an Bord Platz; das Übrige musste zurückgelassen werden. Die Kanonade um uns hielt an. Die Motoren liefen an, aber erst nach einigen vergeblichen Versuchen, während denen uns die Minuten wie Stunden vorkamen. Endlich setzten wir uns in Bewegung, stiessen hart mehrere Male auf das Wasser, während die schwerbelastete Maschine Schnelligkeit gewann, und erhoben uns dann von der Meeresoberfläche. Der Donner der Motoren übertönte alle anderen Geräusche, während wir unseren Kurs meerwärts lenkten; später folgten wir der Küstenlinie und während der ganzen Reise flogen wir tief über dem Meer. Bald war nichts mehr in Sicht mit Ausnahme einiger zerstreuter Fischerkähne, deren Insassen uns zuwinkten und anscheinend nicht wussten, ob sie zum Hafen zurückfahren oder auf See bleiben sollten, während die Schlacht auf dem Lande und in der Luft weitertobte. Als wir über die weite Wasserfläche flogen, die im Widerschein der Sonne glänzte, schien es uns, als sei eine Polstertüre zwischen uns und dem Lande, das wir eben verlassen hatten, geschlossen worden. Der Staccatolaut der Fliegerabwehrgeschütze war verstummt und mit ihm verglichen war das ununterbrochene Dröhnen unserer Motoren beruhigend.

Damals wussten wir noch nicht, mit welcher knapper Not wir entkommen waren. Einer der Offiziere, die uns bis zum Meer begleitet hatten, erzählte uns drei Tage später in London, dass weniger als zwei Minuten nach unserer Abfahrt eine deutsche Stuka trotz dem Sperrfeuer der Fliegerabwehr bis zum beschädigten Flugzeuge herunterraste, das ungefähr fünfzehn Meter von unserem Flugzeug vor Anker lag. Es wurde getroffen und sank. Die drei Insassen, handfeste junge Matrosen, mit denen wir einige Minuten vorher geplaudert hatten, wurden getötet. Meine Frau und ich sahen uns an, wir brauchten keine Worte, um zu fühlen, dass noch in unseren Tagen Wunder geschehen.

Die Reise schien ereignislos. Unser Pilot hatte Weisung, uns zu einem Flughafen an der englischen Südküste zu bringen. Es erwies sich als schwierig, den Ort zu finden: unsere Expedition war in Eile improvisiert; es gab keine Karte an Bord, welche die ganze Reiseroute umfasste. Wir beschlossen, unser Bestes zu tun und nahmen Kurs auf den Kanal von Dover, den wir in ungefähr gleicher Distanz zwischen Frankreich und England durchflogen. Ich überlegte mir, was wir zu tun hätten, sobald wir in London eintrafen und kritzelte auf die Hinterseite eines Couverts einige Notizen für die Radioansprache, die ich am gleichen Abend halten zu dürfen hoffte. Wir waren noch über dem Ärmelkanal, als der Pilot entdeckte, dass unser Petrolniveau rascher sank als normal war. War der Ölbehälter ebenso wie der Schwimmer getroffen worden? Wir sahen ein, dass es nicht viel Zeit zum Nachdenken gab. Steuerbord von uns war eine grosse Stadt, und wir entschlossen uns, auf der hohen See zu wassern – sie war genau so unbewegt wie an unserer eigenen Küste. Bei der Wasserung glitten wir auf die Küste zu. Die britische Küstenwache begriff offenbar unser Notmanöver, denn kein Flugzeug startete, um uns abzufangen. Um unsere friedliche Absicht kundzutun, war der Funker auf einen Flügel geklettert und schwenkte mein weisses Taschentuch. Als wir nahe ans Land kamen, sammelte sich eine grosse Menschenmenge am Strand, und bald konnten wir mehrere Polizisten unterscheiden. Als schliesslich unser Wasserflugzeug, mehr auf der Seite liegend als im Augenblick unserer Abreise, auf den Kieseln der Küste auf Grund lief, waren sie uns beim Landen behilflich, während zwei oder drei freundliche Leute unser wenig eindrucksvolles Gepäck in ihre Obhut nahmen. Man sagte uns, wir seien in Brighton gelandet. Im Brightoner Polizeikommissariat wurden unsere notdürftigen Papiere geprüft, und obgleich sie normalerweise völlig ungenügend gewesen wären, wurden sie nach einem Telefongespräch mit unserer Gesandtschaft in London angenommen. Es

war inzwischen ein Uhr mittags geworden; seit dem Abend vorher hatten wir nichts mehr gegessen. Der Tee und die belegten Brötchen, die der freundliche Polizeikommissar uns sandte, waren Nektar und Ambrosia für uns. Ein Zug stand zur Abfahrt nach London bereit; er wurde einige Augenblicke aufgehalten, damit wir ihn noch erreichen konnten. Die Polizei Brightons beschaffte uns Fahrkarten – wir hatten doch kein englisches Geld – und begleitet vom Bürgermeister der Stadt reisten wir nach unserem Bestimmungsort ab. Jedermann war sehr freundlich. Irgendwie schien es ein Traum. Die friedliche englische Landschaft war so verschieden von den Szenen der Gewalttätigkeit und Zerstörung, die wir eben verlassen hatten.

Jetzt waren zwei Mitglieder der niederländischen Regierung in London, wo sie sofort den Kontakt mit der britischen Regierung und durch die französische Botschaft mit der Regierung Frankreichs aufnehmen konnten. Was auch geschehen würde, es sollte den Deutschen nicht gelingen, die rechtmässige Regierung Hollands zum Schweigen zu bringen. Dieser Gedanke gab meinem Kollegen und mir selbst ein Gefühl tiefster Genugtuung, und der warme Willkomm unseres Gesandten und seiner Mitarbeiter machten uns schnell die Nervenanspannung etwas vergessen, die wir in den letzten vierundzwanzig Stunden durchgemacht hatten. Lord Halifax, den wir am selben Nachmittag besuchten, begrüßte uns im Aussenministerium mit gleicher Herzlichkeit, und wir erörterten mit ihm und einigen seiner Beamten verschiedene Fragen, welche sofort erledigt werden mussten. Auch in dieser Hinsicht erwies sich der Beschluss der Regierung, meinen Kollegen und mich nach England zu senden, als überaus wertvoll. Durch die Freundlichkeit der British Broadcasting Corporation hatte ich die Möglichkeit, an jenem Abend dem englischen Volk zu sagen, wir seien gekommen, um im Namen der niederländischen Regierung einen festen Kontakt mit den Regierungen jener Mächte herzustellen, deren Al-

lierte wir geworden waren. Dieser Kontakt wurde während der nächsten Tage durch zahlreiche Besprechungen mit Mitgliedern der britischen Regierung und mit den Stäben der Marine-, Land- und Luftstreitkräfte noch enger. Mit unseren Herzen in Holland und unserem Kopf in London hatten wir das Gefühl, denen, die wir hatten zurücklassen müssen, nützlich zu sein. Besondere Erwähnung soll die gütige Freundlichkeit finden, welche der König uns zuteil werden liess. Herr Welter und ich wurden beide von ihm am Tage nach unserer Ankunft zur Audienz empfangen, und wir waren tief gerührt von dem Interesse, das der König für das Schicksal unseres Landes zeigte und der Bewunderung, welche er der Tapferkeit unserer Truppen zollte.

In Paris

Sobald die dringlichsten Angelegenheiten erledigt waren, flogen mein Kollege und ich nach Paris. Als wir die französische Küstenlinie südlich Dieppe überflogen, kam es uns nicht in den Sinn, dass schon innerhalb eines Monats die Deutschen diesen kleinen Badeort besetzt haben würden...

Paris schien nahezu verlassen. Wir wurden vom Präsidenten der Republik, dessen grosser persönlicher Charme und dessen Einfachheit uns sehr beeindruckten, zur Audienz empfangen. Nützlicher Kontakt wurde mit verschiedenen Kabinettsmitgliedern aufgenommen, unter anderen mit Herrn Paul Reynaud, damals Chef der Regierung und Aussenminister. Wir empfangen auch die französische und ausländische Presse, und man gab uns Gelegenheit, eine Radioansprache an das französische Volk zu halten. Während der wenigen Tage, die wir in Frankreich verbrachten, versuchten wir alles zu tun, um in festen und herzlichen Kontakt mit unseren französischen Verbündeten zu kommen.

Da wir uns entschlossen hatten, vorläufig Sitz in London zu nehmen, kam bald die Zeit, nach England zurückzukehren. Diesmal war unsere Reise schwieriger, denn man sagte, dass der Luftweg unsicher sei. Wir entschlossen uns, mit dem Schiff von Le Havre aus zu reisen. Die Frau des Kanzlers unserer Gesandtschaft in Paris erbot sich, uns dorthin zu bringen und wir kamen gerade rechtzeitig an, um an Bord des Dampfers zu gehen, der mit Menschen, die nach England zurückkehrten, überfüllt war. Viele von ihnen waren aus Italien gekommen, das damals im Begriffe stand, in den Konflikt einzugreifen. Als wir den Quai verliessen, war das Stampfen der Schiffsmaschinen von unheimlichem Sirenengeheul begleitet, das einen Luftangriff ankündigte.

Inzwischen hatten sich dunkle Wolken über Holland zusammengezogen. Dort war der erbitterte Kampf zu Ende gekommen und Deutschland hatte einen eisernen Vorhang zwischen unserem unglücklichen Land und der Aussenwelt gezogen. Für den Augenblick war Holland in der Gewalt Hitlers. Wir wollen jetzt sehen, wie die Tragödie sich dort vollzogen hatte.

V.

DER FELDZUG

Der deutsche Feldzug in den Niederlanden zeigt verschiedene Aspekte, die nicht nur für den militärischen Sachverständigen, sondern auch für das grosse Publikum interessant sind. Er brachte nicht nur mehr als eine neue Methode der Kriegsführung, sondern dieser Feldzug ist auch eine treffende Probe der von den Deutschen angewandten Taktik zur Untergrabung der Widerstandskraft ihrer Opfer durch die Tätigkeit der fünften Kolonne. Diese geht dem eigentlichen Ausbruch der Feindseligkeiten voran; sobald der Krieg wirklich ausgebrochen ist, folgt dann die offene Unterstützung des Angreifers.

Als Beweis ihrer gewissenhaften Neutralitätspolitik hatten die Niederlande ihre Streitkräfte in der Weise aufgestellt, dass sowohl die Meeres- wie die Landgrenzen hinreichend nach allen Seiten geschützt waren. Es ist klar, dass man, um ein richtiges Bild dieser gut ausgeglichenen militärischen Massnahmen gegen einen Angriff von irgendeiner Seite zu bekommen, nicht nur die Landstreitkräfte, sondern auch die Flotte in Rechnung ziehen muss, da diese beiden Elemente zusammen mit der Luftmacht ein Ganzes bilden. Die Küstenlinie war an erster Stelle von der Flotte mit ihren Schiffen, Unterseebooten, Wasserflugzeugen und Minenfeldern überwacht; dazu war noch ein ganzes Armeekorps längs der Küste des eigentlichen Holland – der beiden nordwestlichen Provinzen, die das Herz des Landes bilden – und weitere Armee-Einheiten auf allen

Inseln der Provinz Zeeland aufgestellt. Die Südprovinzen, welche an Belgien grenzen, waren von beträchtlichen Truppenmassen besetzt und an der Grenze gegen Deutschland standen im zentralen Abschnitt zwei Armeekorps, andere Truppen südlich davon. Durch diese Verteilung der Streitkräfte des Königreichs war ein Gleichgewicht gegenüber beiden kriegführenden Parteien zustande gekommen. Im Februar 1940 hatte eine Gruppe von ungefähr vierzig amerikanischen, japanischen, belgischen, italienischen, schweizerischen, ungarischen, jugoslawischen und rumänischen Journalisten die Erlaubnis bekommen, diese Einteilung während eines dreitägigen Ausfluges an Ort und Stelle zu besichtigen.

Die Deutschen, namentlich General Keitel in seinem im vorigen Kapitel erwähnten Bericht, haben versucht zu bestreiten, dass die holländischen Militärmassnahmen gegen beide kriegführende Parteien die gleichen waren; zu diesem Zweck nahmen sie überhaupt keine Notiz von dem beträchtlichen Anteil, den die Flotte an unserer Küsten Verteidigung hatte. Darum ist es wohl kaum nötig, dieser unfairen Darstellung irgendwelche Beachtung zu schenken. Unparteiische Beobachter sind sich darüber einig, dass die Aufstellung der niederländischen Streitkräfte ein getreues Spiegelbild jener Neutralitätspolitik war, welche die Holländer vom Anfang bis zum Ende so sorgfältig aufrecht erhalten haben.

Die Methoden des Angriffs

Als einleitende Phase ihres Angriffes begannen die Deutschen in den ersten Stunden des 10. Mai, magnetische Minen in den Mündungen unserer grossen Flüsse und Hafenanlagen zu legen. Kurz nachher griffen sie mit Bomben und Maschinengewehren eine Anzahl unserer Flugplätze an. Die Holländer hatten aus den Vorgängen in Norwegen ihre Lehre gezogen und keine Flugzeuge in

Schuppen gelassen; sie hatten sie den Landungsplätzen entlang, auf den Strassen in der Umgebung und auf Hilfsflugfeldern, die so geheim wie nur möglich vorbereitet waren, aufgestellt. Dank dieser Massnahmen war das Resultat der frühen Bombenangriffe auf die Hallen nicht nennenswert. Dagegen setzten die deutschen Maschinengewehrangriffe eine grosse Zahl holländischer Flugzeuge, die im Freien belassen worden waren, ausser Gefecht, bevor sie starten konnten.

Unglücklicherweise waren die Holländer noch nicht imstande gewesen, die Massnahmen, die sie nach der Invasion Norwegens zum Schutze ihrer Flugfelder geplant hatten, zu vervollständigen; wären diese Arbeiten fertig gewesen, so hätten sie es dem Feinde äusserst schwer gemacht, dort Fuss zu fassen. So aber waren die Abteilungen, welche die Flugfelder bewachten, eine leichte Beute für die zu ihrer Vernichtung ausgesandten tieffliegenden deutschen Flugzeuge. Mit Hilfe von Fallschirmjägern, die sofort nach ihrer Landung mit den Hindernissen auf diesen Feldern auf räumten, fielen am frühen Morgen des ersten Tages drei Flugplätze um Den Haag – Jepenburg, Valkenburg und Ockenburg – in die Hände des Feindes, der sofort anfang, auf den freigemachten Feldern mit zahlreichen Truppentransportflugzeugen zu landen.

Schon um 5 Uhr morgens hatte der Feind durch diese Methode den Sitz der Regierung vollständig eingekreist. Während also im Osten die Deutschen gegen die Stellungen vorrückten, welche dazu bestimmt waren, ihren Angriff aufzuhalten, griffen sie zur gleichen Zeit mit grosser Heftigkeit das Herz des Landes und sein Nervenzentrum aus der Luft an und bedrohten so ernstlich die Verbindung zwischen dem Sitz der niederländischen Regierung, dem Oberkommando und dem Rest des Landes. Es folgte ein Versuch, die Bevölkerung Den Haags einzuschüchtern, der zwar seinen Zweck vollständig verfehlte, aber beträchtlichen Schaden zur Folge hatte. Um fünf Uhr wurden an jenem Morgen

auf den nördlichen Teil der Stadt Brandbomben abgeworfen; gleichzeitig wurde das Gebäude des Marinestabes – glücklichen weise mit schlecht gezielten – schweren Sprengbomben belegt. Andere deutsche Flugzeuge flogen tief über der Stadt, aufs Geratewohl und unter vollkommener Nichtbeachtung der Zivilbevölkerung aus ihren Maschinengewehren feuernd, was deutlich aus der Tatsache hervorgeht, dass im reizenden Villenviertel Marlot, das getrennt in einiger Entfernung vom Haag gelegen ist und wo es überhaupt keinerlei militärische Objekte gibt, mehrere Personen getötet und Häuser von Kugeln beschädigt wurden.

Um 10 Uhr vormittags folgte ein zweiter Bombenangriff, diesmal auf das Zentrum der Stadt. Unterdessen fiel eine Menge feindlicher Flugzeuge unserer Fliegerabwehrartillerie zum Opfer; besondere Erwähnung verdient die Tatsache, dass der grösste tägliche «Sack voll» feindlicher Flugzeuge seit dem Kriegsbeginn im September an jenem Tag von den Holländern erkämpft wurde: mehr als hundert wurden abgeschossen, ein wirklich glänzender Rekord. Aber sogar dieser Erfolg, so günstig er auch war, sollte Schaden anrichten. Um nur ein Beispiel zu nennen: nahe der Peripherie der Stadt wurde ein grosses dreimotoriges Flugzeug brennend abgeschossen; mit einem betäubenden Krachen stürzte einer seiner Motoren mitten in eine Strasse, während sein brennendes Wrack mehrere Häuser in Brand steckte und das Geschrei der Einwohner vom donnernden Geräusch des Feuers übertönt wurde. Der Leichnam des Piloten wurde gefunden – es war ein siebzehnjähriger Jüngling.

Bevor wir mit einer Beschreibung der Tätigkeit unserer Landstreitkräfte fortfahren, soll der niederländischen Luftmacht, deren junge Piloten bis zum allerletzten gegen einen zahlenmässig weit überlegenen Feind heldenmütig ihre Pflicht erfüllten, der Tribut tiefer Bewunderung dargebracht werden. Alle unsere Flugzeuge gingen verloren. Der Pilot, der mit der letzten holländischen Ma-

schine startete, kündigte seinen Kameraden an, er beabsichtige, seine Bombenlast auf den Flugplatz Waalhaven abzuwerfen, der damals von den Deutschen besetzt war; er wusste, dass er nie zurückkehren werde.

Verteidigungsstrategie

Die Hauptaufgabe des niederländischen Oberbefehlshabers General Winkelman war, die Absicht des Feindes zu ermitteln. War es sein Ziel, ins ganze Land einzudringen oder war sein Hauptzweck, sich durch die südlichen Provinzen hindurch einen Weg nach Belgien und Frankreich zu bahnen? Es wurde bald klar, dass Hitlers Truppen den Befehl erhalten hatten, das ganze Land, vom Punkt, wo im Norden die Grenze das Meer erreicht, bis zu seinem äussersten Süden zu besetzen. Demzufolge sahen sich die niederländischen Streitkräfte vor eine dreifache Aufgabe gestellt, nämlich Widerstand zu leisten:

1. einem Vormarsch im Norden, der eine Bedrohung des Landesentrums darstellen würde, wenn es dem Feinde gelingen sollte, dem breiten Abschlussdeich der Zuiderzee, der die Provinzen Friesland und Nordholland verbindet, entlang vorzurücken;
2. einem unmittelbaren Angriff auf das Zentrum des Landes, bei dem der Feind versuchen müsste, den überschwemmten Gürtel im Osten und im Süden zu überschreiten; und
3. einem Vormarsch durch die Provinzen Limburg und Brabant, mit anschliessenden fächerartigen Operationen in der Richtung auf das Herz des Landes, den äussersten Südwesten und Belgien.

Jene Teile der Armee, welche der deutschen Grenze gegenüber standen, hätten natürlich den ganzen Anprall des ersten Angriffes der deutschen Landstreitkräfte zu tragen. Es war vorgesehen, dass im Falle eines deutschen Angriffes das Erste Armee-

korps und weitere Einheiten, deren Aufgabe es während der Neutralitätsperiode gewesen war, einen Teil der Küste zu bewachen, als Reserve dienen sollten, um die schwachen Stellen zu verstärken, die sich im Osten zeigen könnten.

Dieser grundlegende Plan wurde dadurch vollkommen vereitelt, dass Tausende deutscher Truppen im Herzen des Landes nahe bei Den Haag und Rotterdam von Flugzeugen aus landeten, unterstützt durch die Tätigkeit der Fallschirmjäger und die fünfte Kolonne, über die wir später mehr hören werden.

Am frühen Morgen des verhängnisvollen Tages war es schon deutlich geworden, dass abgesehen von dem Versuch, die Tätigkeit der Regierung und des Oberkommandos lahmzulegen, der deutsche Stab sich so bald wie möglich in den Besitz der wichtigen Brücken zu setzen wünschte, die in Rotterdam und am Moerdijk die Verbindung zwischen dem eigentlichen Holland und den Zugangsstrassen nach Belgien und Frankreich durch den Süden der Provinz Brabant darstellen. Es gelang den deutschen Truppen, die in grosser Zahl mit Wasserflugzeugen auf dem breiten Fluss, der durch Rotterdam fliesst, und auf den Gewässern beim Moerdijk landeten, überraschend die zwei Hauptbrücken über die Maas sowie die grosse Moerdijkbrücke, die alle lebenswichtig sind, zu besetzen. Der Leser möchte wohl gerne wissen, warum denn diese Brücken nicht gesprengt wurden. Die Antwort ist die, dass zwar einige Brücken gesprengt, andere aber infolge von Verrat durch verkleidete deutsche Truppen genommen wurden. Man wird sich entsinnen, dass mehrere Monate vorher die Behörden Fälle von Schmuggel holländischer Uniformen aller Art nach Deutschland aufgedeckt hatten. Jetzt wurde es klar, wozu man diese Uniformen gebraucht hatte. Die deutschen Soldaten, die diese Operationen ausführten, trugen Uniformen, welche sogar von einem geübten Auge nicht von holländischen Uniformen unterschieden werden konnten, ehe es zu spät war. Viele Fallschirmabspringer waren als Poli-

zisten oder Postbeamte, Strassenbahnschaffner, Zivilisten, ja sogar als Frauen verkleidet; mit ihnen waren auch frühere deutsche Dienstmädchen, die, sobald sie in der Nähe der Wohnungen, wo sie einst angestellt waren, gelandet waren, sich als Führerinnen anderer Fallschirmjäger nützlich machten. Diese von den Deutschen gegen alle Bräuche des Kriegführens angewandten Methoden hatten verhängnisvolle Folgen. Unter anderem wurde bekannt, dass eine Gruppe von ungefähr hundert als holländische Soldaten verkleideten Deutschen sich unbeobachtet einem holländischen Bataillon, das in den Dünen marschierte, anschliessen konnte. Ganz plötzlich eröffneten sie das Feuer auf die Holländer und verursachten schwere Verluste, ehe sie überwältigt werden konnten. Andere verkleidete Deutsche suchten Deckung hinter Frauen oder Gruppen von Kindern, die sie vor sich hertrieben. Gruppen dieser verkleideten deutschen Soldaten näherten sich wirklichen holländischen Soldaten, die nicht wussten, dass sie es mit dem Feind zu tun hatten, und griffen unter dem Schutz dieser abscheulichen Taktik überraschend an. Eine der strategisch wichtigsten Brücken, die Moerdijkbrücke, wurde von den Deutschen in folgender Weise genommen: eine Abteilung von verkleideten Deutschen fuhr nach der Landung mit dem Flugzeug in beschlagnahmten Lastwagen bis zur Brücke hin. Sie näherten sich dem mit der Bewachung der Brücke betrauten Detachment, das glaubte, sie kämen als Verstärkung, knallten es bis auf den letzten Mann nieder und waren, ehe die Sprengstoffladung, die in den Pfeilern der Brücke verborgen war, zur Explosion gebracht werden konnte, Herr der Situation. Es war ein deutscher Erfolg, aber ein Erfolg, der durch Mittel erzielt worden war, die durch die von allen Kulturvölkern beobachteten Kriegsgesetze verurteilt werden und um die keine Nation das Dritte Reich beneiden wird.

Die Fallschirmjäger

Dann gab es die Fallschirmjäger. Neben ihrer schon erwähnten Rolle beim Besetzen der Flugplätze war ihre Aufgabe, Verwirrung zu stiften, das Land zu terrorisieren, die niederländische Armee vor die Notwendigkeit zu stellen, ihre Reserven zu zerstreuen und die Verbindungswege zu gefährden. Vielleicht wird die nachfolgende Erzählung eines Augenzeugen dem Leser eine bessere Vorstellung davon geben als irgendein Militärhandbuch.

Unser Zeuge hatte die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag in einer Stadt im Süden des Landes verbracht. Er wurde, wie er sagte, gegen Tagesanbruch durch das Summen von Flugzeugen, begleitet vom Feuer von Maschinengewehren und Fliegerabwehrtartillerie, geweckt. Der Gedanke an Manöver fuhr ihm durch den Kopf.

Unser Zeuge, ein Mann mit akademischer Bildung, rief den Hotelportier an. «Krieg!» war die Antwort, «Deutschland greift uns an!»

Er kleidete sich rasch an. Der Speisesaal war voll von Leuten, die aufgeregter redeten. Zwei junge Männer, die er kannte, wollten einen Versuch machen, Rotterdam zu erreichen; sie fragten, ob er mit ihnen kommen möchte? Das Angebot wurde dankbar angenommen und die Gruppe war bald unterwegs.

Im Wagen gab es einen Radioapparat, und während der Fahrt hörten sie den ergreifenden Aufruf der Königin an die Welt. Bald konnte man die riesigen Träger der Moerdijkbrücke, welche einen der breitesten Ströme Hollands überspannt, von weitem noch un deutlich wahrnehmen. Vor sich sahen sie drei Wagen, die auf der Strasse hielten; ihre Insassen winkten ihnen, anzuhalten.

«Haben Sie solche Eile, Ihren Wagen zu verlieren?»

«Wie meinen Sie das?»

«Falls Sie noch hundertfünfzig Meter weiterfahren, finden Sie die Deutschen!»

Das tönte lächerlich. Deutsche in diesem westlichen Teil des Landes? Und unsere Verteidigungslinie? War die in einigen wenigen Stunden durchbrochen worden? In jenem Moment lenkte einer der Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf ein hoch über ihnen fliegendes Flugzeug, unter dem man eine Anzahl kleiner weisser Wolken langsam im Sonnenschein heruntergleiten sah.

«Fallschirmjäger, seht!»

Aber sie schienen weit entfernt. Unsere Gruppe entschloss sich, es zu wagen und fuhr weiter. Nach wieder ein paar hundert Metern jedoch stiessen sie, als sie um eine Kurve bogen, auf eine Reihe leerer Wagen, und eine Gestalt mitten auf der Strasse hielt die Hand hoch.

«Halt! Aussteigen! Stellen Sie Ihren Wagen dorthin!» Der Soldat, ein grosser Bursche mit unordentlichen Haaren, der einen kleinen Helm besonderer Form auf hatte, trug die Kleidung eines deutschen Fallschirmjägers; er hatte eine Pistole in der Hand und trug eine Anzahl Handgranaten im Gürtel.

Augenscheinlich waren die Fallschirmjäger auf Autos aus, nicht auf deren Insassen. Ohne belästigt zu werden, gingen unser Zeuge und seine Freunde zu Fuss weiter. Bald sahen sie eine grosse Gruppe dieser Soldaten, in ihrer Mitte einige holländische Soldaten, die sie gefangen genommen hatten. Noch etwas weiter lag ein junger Holländer in Uniform tot, sein bleiches Gesicht zum Himmel gewandt, eine grosse Blutlache um ihn – ein Symbol dieses von unbarmherziger Übermacht angegriffenen Landes.

Diese Fallschirmjäger, rücksichtslose junge Burschen zwischen sechzehn und zwanzig Jahren, machten dem Ersten Armeekorps viel zu schaffen und hinderten es daran, anderswo nützlich zu sein. Alle diese kleinen Gruppen – sie wurden in Gruppen von zwanzig oder dreissig heruntergelassen – trugen automatische Waffen, mit denen sie in einigen Fällen sogar schossen, bevor sie gelandet waren. Sie mussten einzeln unschädlich gemacht werden. Es sind

Fälle vorgekommen, dass Bauernhäuser, die von diesen Männern als kleine Festungen benutzt wurden, mit Feldgeschützen beschossen werden mussten, um sie ausser Gefecht zu setzen; unter den Ruinen wurden nicht nur die Angreifer, sondern auch die unglücklichen Einwohner begraben, die vom Artilleriefeuer ihrer eigenen Landsleute getötet wurden. Schliesslich konnten die Holländer mit ihnen fertig werden. Inzwischen aber hatten die Operationen in anderen Teilen des Landes eine solche Ausdehnung erfahren, dass diese Einzelerfolge das Endresultat des Ringens nicht ändern konnten.

Die fünfte Kolonne

Schlimmer noch als die Aktion der Fallschirmjäger und viel widerlicher war die Tätigkeit der sogenannten fünften Kolonne, ein Ausdruck, der, vor wenig mehr als drei Jahren unbekannt, in diesen Tagen die zweifelhafte Ehre hat, von jedermann verstanden zu werden.

Um die volle Bedeutung zu begreifen, die dieses heimtückische Element in Holland hatte, muss erwähnt werden, dass schon sehr lange in unserm Land Tausende von Deutschen gewohnt haben. Viele von ihnen waren nach ein bis zwei Generationen vollständig der Bevölkerung assimiliert; andere aber und besonders jene, die in der ersten Generation da waren, fühlten sich auch weiterhin als wirkliche Deutsche und hatten ihre Ergebenheit ihrem Vaterlande gegenüber nicht aufgegeben. Bevor die Nationalsozialisten im Jahre 1933 an die Macht gelangten, gab diese Sachlage keinen Anlass zu Unruhe; als aber Hitler anfang, das Auslandsdeutschtum zu organisieren, entstand in manchen Ländern ein Grund zu ernsten Befürchtungen. In Holland hatten die Behörden zahlreiche Beweise, dass die Führer der deutschen Kolonie, Männer aus allen Schichten der Gesellschaft, von denen jeder einen be-

stimmten Platz in der ausgedehnten nationalsozialistischen Organisation hatte, auf ihre Landsleute einen beträchtlichen Druck auszuüben hatten, indem sie sie veranlassten, an Aktionen teilzunehmen, die gegen die Sicherheit des Landes, dessen Gastfreundschaft viele von ihnen während vieler Jahre genossen hatten, gerichtet waren. Ein paar Tage vor dem deutschen Angriff entdeckte die Polizei beim Vorsitzenden der Deutschen Handelskammer für die Niederlande, einem seit zwanzig Jahren in Holland ansässigen Deutschen, einen vollständigen, wenn auch nicht sehr genauen Plan der niederländischen Überschwemmungen, den er auf Veranlassung einer der deutschen Spionageorganisationen beschafft hatte. In einer Provinzstadt war ein deutscher Chemiker zu irgendeiner deutschen Gesellschaft in Rotterdam gerufen worden, wo man ihm sagte, er solle sich an Spiongearbeit betätigen; es wurde ihm ganz deutlich gemacht, was die Folgen sein würden, falls er sich weigerte. Es gab eine unbeschränkte Zahl derartiger Fälle. Der Zweck dieser dunklen Arbeit war keineswegs nur das Sammeln militärischer Auskünfte. Diese selben Leute wurden mit Waffen versehen, welche gemäss ausführlicher Weisungen benutzt werden sollten, wenn die Stunde schlug. Der Charakter dieser Aktion tritt ganz hervor, wenn man sich erinnert, dass die offizielle deutsche Auslandsorganisation immer verkündete, es sei das erste Gebot jedes im Auslande lebenden Deutschen, die Gesetze des Gastlandes zu respektieren. Was so laut verkündet wird, wird heimlich verleugnet. Jedem anständigen Deutschen, der Unschlüssigkeit zeigt, sich zu derartigen Handlungen herzugeben, wird bald in Erinnerung gebracht, dass man ihn sehr leicht auch ausserhalb des Landes, sei es direkt oder in der Person seiner Angehörigen im Reich, erreichen kann.

Aber es gibt noch eine andere fünfte Kolonne, die mindestens ebenso gefährlich ist. Sie besteht aus jenen Bürgern eines Landes, deren Geist von der Ideologie des totalitären Systems verführt worden ist. Wenn diese erfahren müssen, dass die Mehrheit ihrer Mit-

bürger diesen Lehren gegenüber feindlich eingestellt bleibt, so zeigt die Erfahrung, dass viele von ihnen es früher oder später fertig bringen, mit deutschen Organisationen in Berührung zu kommen. In vielen Fällen zaudern diese Elemente nicht, die Hilfe der Nationalsozialisten dort, wo sie durch eigene Anstrengung ihren Ansichten nicht zum Siege verhelfen können, in Anspruch zu nehmen. Sie gehen sogar so weit, dass sie den Deutschen helfen, wenn diese ihr eigenes Land angreifen. Keine verräterische Tat ist zu gemein für diese irregeleiteten Eiferer, die lieber ihr eigenes Land versklavt sehen, als ihm bei seiner Verteidigung gegen einen Angriff seitens der Anhänger ihres heissgeliebten Glaubens zu helfen.

Solche Leute – ein freier Bürger Hollands ist gezwungen, es beschämt einzugestehen – sollten in den Niederlanden so zahlreich gefunden werden, dass sie sich, als die Stunde der Prüfung kam, als eine wirkliche Gefahr erwiesen. Nicht dass sie einen so grossen Teil der Gemeinschaft bildeten, dass sie irgendeinen beträchtlichen Einfluss auf die Staatsangelegenheiten in Holland zu Friedenszeiten hatten; im Parlament und in den Provinz- und Gemeinderäten waren sie nur sehr schwach vertreten. Als der Angriff jedoch erfolgte, erwies sich ihre Zahl als so gross, dass sie zusammen mit den dem Angreifer helfenden Deutschen im Lande den loyalen Bürgern und besonders unseren Streitkräften ernste Schwierigkeiten bereiteten. Sie verfügten über grosse Waffenmengen, die an verschiedenen Orten verborgen worden waren; ein grosses Lager wurde im Hause des alten Kanzlers der deutschen Gesandtschaft gefunden. Die Art, wie diese Leute sich betätigten, war sehr verschieden. Nachts gaben sie Flugzeugen durch auflitzende Lichtsignale oder Abschiessen farbiger Raketen Zeichen. Tagsüber schufen sie Unordnung durch die Verbreitung falscher Gerüchte. Noch schlimmer: von Dächern und Fenstern schossen sie auf Soldaten und sogar auf vorbeigehende Zivilisten, um die Bevölkerung zu demoralisieren. Gewisse Häuser, die sie besetzt hat-

ten, waren richtige kleine Festungen; in einigen Fällen dieser Art, die sich im Haag ereigneten, musste Artillerie in den Strassen eingesetzt werden, um diese Bollwerke zu zerstören. Wie ernst dies auch alles war, so muss man doch die Bemerkung machen, dass in dieser Hinsicht einige stark übertriebene Geschichten, vielleicht als Teil des deutschen Feldzuges zur Verbreitung falscher Nachrichten, in Umlauf gesetzt worden sind. Es war zum Beispiel nicht wahr, dass Mitglieder der fünften Kolonne einen Panzerwagen eroberten, in welchem sie ziellos schiessend durch die Strassen fuhren und viele ihrer Mitbürger töteten oder verletzten. Es bleibt aber die Tatsache, dass diese Fanatiker, denen bisweilen ihre Kinder halfen, in verschiedenen Strassen im Haag und in Rotterdam Barrikaden aufwarfen, hinter denen hervor sie auf jedermann, den sie zu Gesicht bekamen, schossen. Um dieser innem Gefahr Herr zu werden, wurde mit äusserster Strenge vorgegangen, und man kann sagen, dass nach dem zweiten Kriegstag ihre Tätigkeit beinahe ganz ausgeschaltet war. Es wurde jedoch in vielen Städten noch immer an verschiedenen Orten geschossen und dies hielt die Bürger in einem Dauerzustand der Unruhe und Aufregung.

Fallschirmjäger, Truppentransportflugzeuge und Mitglieder der fünften Kolonne gaben den Reservetruppen der Armee so viel zu tun, dass sie den Truppen der Frontlinie nicht zu Hilfe eilen konnten. Jedermann, der Militäruniform trug, wurde im Kampfe eingesetzt, sogar die jungen Rekruten, die erst fünf Wochen vorher in die Armee eingereiht worden waren und erst im Anfangsstadium ihrer militärischen Ausbildung standen. Diese jungen Soldaten waren erstaunlich in ihrem Elan. Das deutsche Oberkommando sprach in seinen Weisungen, die in holländische Hände gefallen sind, vernichtend von diesen Männern als «unbrauchbar und disziplinos». Auf die Probe gestellt aber kämpften sie mit einem solchen Mut und einer solchen Wut gegen die deutschen Lufttransporttruppen, dass sie die Hauptursache waren, dass das

deutsche Unternehmen gegen den Sitz der Regierung misslang. Denn dieser kühne Versuch hatte seinen Zweck verfehlt: die Fallschirmjäger wurden abgefangen, die aus der Luft gelandeten Truppen erreichten Holland nie, mit dank der Tapferkeit einer Anzahl junger Männer, deren patriotischer Eifer das, was ihnen an militärischer Erfahrung fehlen mochte, mehr als aufwog.

Die niederländische Armee war eher für Verteidigungszwecke als für den Angriff ausgebildet und ausgerüstet. Als Folge der deutschen Invasion auf dem Luftwege wurden unsere Soldaten jedoch der Notwendigkeit gegenübergestellt, Angriffe in unserem schwierigen flachen Gelände zu unternehmen, eine Aufgabe, von der unser Oberkommando immer gehofft hatte, dass der Versuch dazu dem Feinde zufallen würde.

Deutsche Truppenverstärkungen

Der deutsche Stab hatte damit gerechnet, Den Haag am ersten Tag zu nehmen. Der holländische Widerstand aber erwies sich viel grösser als erwartet und es wurden deutsche Verstärkungen aufgeboten. Am frühen Nachmittag des 10. Mai gingen rund um Den Haag neue Wellen von Fallschirmjägern nieder und Truppentransportflugzeuge fingen an, längs der Küste zu landen. Sofort nahm die niederländische Marine die Gelegenheit wahr. Artilleriefeuer von unseren Kriegsschiffen vernichtete diese neuen Angreifer nahezu unmittelbar nach ihrer Landung, so dass auch aus dieser neuen Bedrohung nichts wurde. Die Ausführung der deutschen Pläne – dies möge zu Ehren der niederländischen Streitkräfte, die an jenem Tage so tapfer kämpften, gesagt werden – war durchkreuzt. Als man auf der Leiche des Generals *von Sponeck* die Weisungen auffand, trat der Umfang, in welchem der feindliche Vormarsch verzögert war, deutlich zutage. Auch in anderer Hinsicht waren diese Papiere hochinteressant, da sie die Gründlichkeit

zeigen, mit welcher Deutschland seine Angriffe vorbereitet. Sie enthielten eine sehr genaue Liste der Adressen, wo Uniformen und Waffenlager zum Gebrauch der Deutschen verborgen waren, der Stellen, wo man Auskunft erhalten konnte, der Einwohner vom Haag, die ohne Verzug verhaftet werden sollten. Alles war mit sehr guten Karten und Skizzen illustriert. Unter denen, die gefangen genommen werden sollten, war eine Anzahl Offiziere, die beim Generalstab der niederländischen Armee arbeiteten; ihnen sollte offensichtlich irgendeine Behandlung zuteil werden, die sich von jener der gewöhnlichen Kriegsgefangenen unterschied. Falls dies nicht die Absicht war, ist es schwer zu begreifen, warum sie speziell erwähnt wurden – und welche Behandlung sie erdulden sollten, ist nicht schwer zu erraten. Als dies bekannt wurde, wurden Massnahmen getroffen, um alle diese Offiziere ins Ausland zu bringen, ehe es zu spät war.

Jene Fallschirmtruppen um Den Haag, die am ersten Tage dem Tode oder der Gefangennahme hatten entrinnen können, bekamen in der folgenden Nacht und am frühen Morgen des 11. Mai Verstärkungen, so dass von neuem grosse holländische Truppenverbände eingesetzt werden mussten, um sie unschädlich zu machen, was wiederum gelang. In Rotterdam war das Resultat des Kampfes weniger günstig. Die holländischen Truppen, von kleineren Marinestreitkräften unterstützt, stürmten die Maasbrücken, wurden aber zurückgedrängt, als aus der Luft neue deutsche Truppen in grosser Anzahl auf dem naheliegenden Landungsplatz Waalhaven landeten. Es wurde immer notwendiger, dieses Flugfeld für weiteren Gebrauch ungeeignet zu machen. Dazu wurden zwei Kriegsschiffe nach Rotterdam gesandt; gleichzeitig wurde die Britische Royal Air Force ersucht, den Flugplatz einem intensiven Bombardement zu unterwerfen, was in den folgenden drei Nächten erfolgte. Die Armee war nicht imstande, ausserdem noch Artillerie nach Rotterdam zu senden, da alle zur Verfügung stehen-

den Kanonen gebraucht wurden. Deshalb bombardierte eines der Kriegsschiffe das Flugfeld, ohne von dem zweiten Schiff unterstützt zu werden, das weiter unten am Fluss von magnetischen Minen zurückgehalten wurde. Während I. M. S. «*Fan Galen*» bewundernswerte Arbeit leistete, wurde es sofort zur Zielscheibe zahlloser feindlicher Bomber. Einunddreissig Angriffe mit Stukas wurden mit Erfolg abgewehrt, aber schliesslich erhielt das Schiff einen direkten Treffer und musste in sinkendem Zustand verlassen werden. Die Mannschaft setzte sofort ihre Tätigkeit auf dem Lande fort, indem sie sich an den Kämpfen in der Stadt Rotterdam selbst beteiligte; dort machten im Augenblick die Mitglieder der fünften Kolonne besondere Schwierigkeiten. Einige britische Zerstörer, die vor der Mündung des Flusses erschienen waren, bekamen den Rat, wegen der magnetischen Minen nicht weiter vorzudringen.

Der erbittertste Kampf wurde um den Flugplatz Waalhaven geführt. Besonders im Anfang wechselte das Feld fortwährend den Besitzer. Mehr als einmal wurde es von den Holländern unter Verlust von Hunderten von Menschenleben zurückerobert, um wieder von aus dem Süden kommenden frischen deutschen Truppenkontingenten genommen zu werden. Nachdem die Aktion der I. M. S. «*Van Galen*» und die nächtlichen Bombenangriffe den Flugplatz unbrauchbar gemacht hatten, fingen die Deutschen an, ihre Luftstreitkräfte auf dem Parkierungsgelände eines nahen Fussballstadions zu landen. Bald wurde die Lage immer ernster. Man sah, wie die Deutschen von einem Schiff, das unter schwedischer Flagge einige Zeit im Rotterdamer Hafen gelegen hatte, Vorräte an Kanonen und Munition holten, die anscheinend unter seiner Ladung versteckt gelegen hatten. Bald tobte ein lebhaftes Artillerieduell zwischen diesen Kanonen und der Artillerie, die die Holländer dort zur Verfügung hatten, quer über den Fluss – eine Stelle, wo niemand ausser den Deutschen je einen derartigen Kampf vorausgesehen hatte.

Die Bombardierung von Rotterdam

Als endlich nach mehr als vier Tagen weder Den Haag noch Rotterdam erobert worden waren, taten die Deutschen etwas Unerhörtes: sie nahmen ihre Zuflucht zu einer rücksichtslosen, in kolossalem Ausmass erfolgenden Bombardierung der Stadt Rotterdam, wo die Holländer nie von einem Kampfe geträumt hatten und wo nur gekämpft wurde, weil die Deutschen die Stadt angegriffen hatten. Zwei Gruppen, jede von 27 Flugzeugen, belegten systematisch das Zentrum der Stadt mit schweren Spreng- und Brandbomben und liessen kein Haus unversehrt, kaum eine Seele am Leben. Dreissigtausend unschuldige Opfer, unter denen kaum ein Soldat war, kamen in der halben Stunde, während der dieser Überfall dauerte, um – Greise, junge Menschen, Frauen und zahlreiche Kinder. Um 10 Uhr 30 morgens an jenem Schicksalstage empfing der Kommandant der Truppen, die nach Rotterdam gekommen waren, um dem deutschen Angriff auf diese sonst unverteidigte Stadt Widerstand zu leisten, ein schriftliches Ultimatum, sofort das Feuer einzustellen, ansonst die strengsten Massnahmen gegen die Stadt ergriffen werden sollten. Aniwort wurde innert zwei Stunden verlangt. Das Dokument war nicht unterschrieben. Der niederländische Kommandant, der eine Mystifikation befürchtete, bekam vom Hauptquartier den Befehl zu antworten, eine Frage dieser Art könne nur geprüft werden, wenn sie richtig von einem qualifizierten Offizier unterschrieben wäre. Diese Antwort wurde den Deutschen um 12.15 ausgehändigt – eine Viertelstunde vor Ablauf der im ununterschiedenen Dokument festgesetzten Frist. Mehr als eine Stunde später, um 13.20, traf ein neues Ultimatum ein, diesmal richtig unterschrieben. Es gab eine neue Frist von drei Stunden. Um 13.22 näherte sich das erste deutsche Bombengeschwader dem Stadttinnern. Zweimal liessen die Deutschen rote Leuchtpatronen aufsteigen, die, wie sie später

erklärten, bedeuteten, dass die Bombardierung nicht stattfinden sollte. Aber falls sie irgendeinen Sinn hatten, verhinderten sie nicht, dass das Bombardement sofort mit äusserster Brutalität durchgeführt wurde. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, dass auch wenn dies keine Unehrllichkeit, sondern Fahrlässigkeit war, – dass Fahrlässigkeit dieses Ausmasses, durch die dreissigtausend Menschenleben, meist Zivilisten, vernichtet wurden, ein sehr trübes Licht auf die Ehre und Zuverlässigkeit des deutschen Kommandos wirft. Irrtümer dieses Ausmasses sind unverzeihlich. Ein Heer wie das deutsche, das auf seinen Organisationsgeist stolz ist, sollte sich durch ein so grauenhaftes Ereignis tief erniedrigt fühlen.

Die Deutschen versuchten die Schuld auf andere abzuwälzen. Zuerst bezeichneten sie als Verantwortlichen den niederländischen Kommandanten der holländischen Truppen, die damals in Rotterdam waren. Die eben festgestellten Tatsachen beweisen die vollkommene Unschuld dieses Offiziers. Später wusste die deutsche Propaganda nichts Besseres zu sagen, als dass am Ende die Engländer an allem schuld wären...

Alles, was die Deutschen nachher tun konnten, war, zu versuchen, in ihren Radiosendungen das Ausmass der Verwüstungen, die sie angerichtet hatten, zu verkleinern. Die von der Royal Air Force ein paar Tage später gemachten Aufnahmen reden aber eine Sprache, die Dr. Goebbels und seine Propaganda nicht zum Schweigen bringen kann. Die Lage in Rotterdam war himmel-schreiend. Durch das Bombardement war die Wasserzufuhr abgeschnitten und die Einwohner mussten aufgefordert werden, nur gekochtes Wasser zu trinken, da man den Ausbruch einer Typhusepidemie befürchtete. Jeden Tag erliess der holländische Radio S.O.S.-Rufe nach Nahrung, Matratzen und Kleidung für die unglücklichen Überlebenden. Das Hauptpostamt, die neue Börse, ein Teil des Rathauses, zahllose andere öffentliche Gebäude und Pri-

vathäuser waren eine formlose Masse rauchender Ruinen, unter welchen die Opfer begraben waren. Niemand, der diese blühende fleissige Stadt gekannt hat, wo Handel und Geschäft alles beseelten und wo das Trachten der Bürger immer darauf gerichtet war, die öffentliche Wohlfahrt zu fördern, kann ein Gefühl von Wut und Ekel unterdrücken, wenn er bedenkt, dass es in diesem aufgeklärten Jahrhundert eine Nation gibt, die sich stets ihrer Kenntnisse rühmt und zur gleichen Zeit solcher entsetzlicher Taten fähig ist. Aber natürlich geschah es gegen den deutschen Willen. «Wir haben dies nicht gewollt,» hat Herr von Ribbentrop in seinem Memorandum gesagt. Nur die Holländer sind zu rügen. Was hatten sie auch zu kämpfen? Was gab ihnen die unverschämte Verwegenheit, dem deutschen Angriff Widerstand zu leisten?

Der Widerstand der holländischen Armee

Inzwischen tat die holländische Armee ihr Möglichstes, gegen die Flut des deutschen Vormarsches im Norden und Osten des Landes anzukämpfen. Sobald in den frühen Morgenstunden die ersten deutschen Einheiten die Grenze im äussersten Norden überschritten hatten, waren die Hafenanlagen in Delfzijl von den Holländern zerstört worden, so dass sie dem Feinde nicht mehr nützen konnten. In diesen Gegenden, die sich wegen des flachen und offenen Geländes zu einer defensiven Aktion kaum eigneten, mussten unsere Truppen sich mit einer Verzögerung der Bewegung des Feindes begnügen. In der Nacht zwischen dem 10. und 11. Mai bot der Zuiderzee-Deich ihnen Gelegenheit, Stellungen zu erreichen, die sie halten konnten. Diese wurden am nächsten Tag unverzüglich von den Deutschen angegriffen. Hier schlugen die Holländer sich in bemerkenswerter Weise bei Kornwerderzand. Es wurde dort der Beweis erbracht, dass sogar die Be-

herrschaft der Luft gegen Truppen, die Betonunterstände von genügender Dicke besetzt halten, nichts nützt. Nach einer längeren Vorbereitung durch die Flugwaffe versuchte die Infanterie, unsere Stellung zu stürmen. Eine geschickte Verwendung der automatischen Waffen brachte den Versuch völlig zum Scheitern. Am nächsten Tag wurde ein neuer Angriff unternommen, der auch zurückgeschlagen wurde. Eines der Schiffe der Königlichen Marine, das von einer einige Meilen entfernten Position aus operierte, da das seichte Wasser sein Näherkommen verhinderte, unterstützte die Landstreitkräfte in wertvoller Weise mit seiner Artillerie, die von den Kasematten aus durch das Telephon über den Marinestab und von dort aus durch Radio zum Schiff geleitete Befehle erhielt. Eine deutsche Batterie, die an der äussersten Ostseite des Fussessteiges, elf Meilen vom Ort, von wo aus das Kriegsschiff sie mit Granaten beschoss, aufgestellt war, wurde in kurzer Zeit vollständig zum Schweigen gebracht. Die Sicht war an der Stelle, wo das Schiff verankert war, sehr schlecht; die deutsche Luftwaffe konnte das Kanonenboot nicht entdecken und der Angreifer muss sich sehr den Kopf darüber zerbrochen haben, wer wohl seine Batterie vernichtete.

Der Zuiderzeedeich, jenes Meisterwerk holländischer Ingenieurkunst, wurde nie vom Feinde genommen.

Als die Eroberung des Deiches sich für die deutsche Armee als zu schwer erwies, erschienen an der Ostküste der Zuiderzee deutsche Truppeneinheiten verschiedener Grösse und begannen Vorbereitungen zu treffen, um sie in der Richtung der Provinzen Holland zu überqueren. Da keine holländischen Truppen mehr für den nördlichen Teil jener Provinzen zur Verfügung standen, wurden Schritte unternommen, um unverzüglich die Flottille, die in der Zuidersee operierte, zu verstärken. Weitere Torpedoboote, Kanonenboote und Minenleger kamen, ferner eine Anzahl bewaffneter Flussboote und mit schweren Maschinengewehren versehene

Motorboote. Diese Einheiten wurden rasch durch französische und britische Motortorpedoboote, die in der Nacht vom 12. auf den 13. Mai ankamen, verstärkt. Die deutsche Luftwaffe versenkte ein Kanonenboot und traf ein anderes, das aber noch den alten Hafen von Enkhuizen erreichen konnte, wo es als Hafenerbatterie das Feuer fortsetzte. Trotz dieser Verluste blieben jedoch die deutschen Versuche, die Zuidersee zu überqueren, erfolglos. Dies war die erste Schlacht, welche seit 1578, als die Holländer auf diesem Binnenwasser mit den Spaniern ein Treffen hatten, auf der Zuiderzee geliefert wurde. Nach dreieinhalb Jahrhunderten des Friedens waren es die Deutschen, die sie wieder zum Schauplatz eines bewaffneten Konfliktes machten.

Im Süden, wo das Ziel der Deutschen war, holländisches Territorium für ihren Angriff auf Frankreich durch Belgien hindurch zu benutzen, sahen unsere Truppen sich weit überlegenen Kräften gegenübergestellt. Die deutsche Luftwaffe, die die Luft vollständig beherrschte, schützte den Aufmarsch der bewaffneten motorisierten Einheiten wirksam. Sobald aber diese Unterstützung zeitweise fehlte und die deutsche Infanterie ohne den Schutz bewaffneter Kampfwagen und Flugzeuge war, brachte die niederländische Armee dem Feinde schwere Verluste bei. Die Überquerung des Maas-Waal-Kanals und der Maas selbst kostete die Deutschen viele Menschenleben, bevor die holländischen automatischen Waffen, die diese Übergänge bestrichen, zum Schweigen gebracht werden konnten.

Unglücklicherweise erwies sich der Angreifer als zu stark. Sein Aufmarsch konnte nicht aufgehalten werden. Es kamen französische Truppen, aber auch diese mussten dem deutschen Druck weichen. Limburg und der grösste Teil der Provinz Brabant mussten aufgegeben werden. Die Sprengung eines deutschen Panzerzuges beim Dorfe Mill verdient besondere Erwähnung. Dieser Zug, einer der vier Panzerzüge, die in Holland eindringen und alle

vernichtet wurden, überquerte die Maas in der Frühe des Freitags, bevor die Brücke, die er passierte, von unseren Truppen zerstört werden konnte. Bei Mill wurde diese rollende Festung zum Stehen gebracht und vom zweiten Feldartillerieregiment in Zusammenarbeit mit motorisierten Kavallerieformationen vernichtet. Einen zweiten Panzerzug ereilte sein Schicksal, als er bei Venlo im selben Augenblick über eine Brücke fuhr, als sie gesprengt wurde; Brücke und Zug stürzten in die strudelnden Wasser der Maas.

Der Angriff gegen die inneren Provinzen

Nachdem die Deutschen einmal den grössten Teil Brabants beherrschten, waren sie in der Lage, ihre Truppen nach Belieben in die Provinz Holland sich ergiessen zu lassen. Jetzt waren sie nicht länger ausschliesslich von Lufttransporttruppen im Landeszentrum abhängig. Aber obwohl es ein Verzweiflungskampf war, verteidigten die Holländer das Herz ihres Landes voller Tapferkeit, sodass, wie wir schon gesehen haben, der Feind die unmenschlichsten Mittel anwandte, um sich Rotterdams zu bemächtigen. Inzwischen rückte die deutsche Armee, nachdem sie am ersten Angriffstage die Grenze in ihrer vollen Länge überschritten hatte, gleichmässig vor, nicht nur im äussersten Norden und im Südsektor der Grenze, sondern auch im mittleren Abschnitt. Dort wurde ihr Ansturm zuerst von unseren Grenztruppen und später, als diese planmässig zurückgezogen worden waren, durch die befestigten Dämme des Flusses IJssel, der sie noch mehr behinderte, aufgehalten. Trotz ihrer gewaltigen Übermacht und der motorisierten Kolonnen brauchten die Deutschen drei volle Tage, um die Strecke von ungefähr achtzig Kilometern zwischen der Grenze und den Vorposten unserer Hauptverteidigungslinien, die durch einen ununterbrochenen Gürtel überschwemmten Gebietes gedeckt waren, zu-

rückzulegen. Das Wasser, so oft unser Feind, war diesmal eingespannt, um uns grosse Dienste zu leisten.

Auf diese Linien richteten die Deutschen einen grimmigen Angriff; zahllose tieffliegende Flugzeuge, denen Flammenwerfer und andere Panzerwagen folgten, unterstützten sie dabei. Die Linien wurden gehalten, mit Ausnahme eines Sektors; aber bevor der Feind diesen Vorteil ausnützen konnte, führte die niederländische Armee einen Gegenangriff aus und vertrieb die Deutschen vollständig aus den Stellungen, die sie gerade, unter grossen Verlusten für sie, besetzt hatten. Am nächsten Tag erneuerten die Deutschen ihren Angriff in einem noch grösseren Lektor. Gegen diese erdrückende Übermacht und ihre überlegene Ausrüstung konnte die Hauptverteidigungslinie nicht gehalten werden. Die niederländische Armee zog sich auf neue Stellungen zurück, die im Voraus sorgfältig vorbereitet und von neuem durch Überschwemmungen geschützt worden waren.

Wenn nicht unsere Reserven durch die seit den ersten Stunden des Krieges ununterbrochenen Kämpfe im Herzen des Landes erschöpft gewesen wären, so hätten diese Truppen sich jetzt als unschätzbar erwiesen. Sie hätten – und das war die Absicht – diese letzten Verteidigungslinien besetzen können, indem sie die aus dem Osten zurückweichenden Truppen durchgelassen und geschützt und es ihnen so ermöglicht hätten, sich zu weiteren Aktionen zu reorganisieren. Jetzt aber mussten die zurückgehenden Truppen nicht nur weichen, sondern auch gleichzeitig die neuen Linien besetzen, während sie die ganze Last des Endkampfes auf sich zu nehmen hatten. Wen kann es wundern, dass sie unter diesen Umständen nicht standzuhalten vermochten? Im Osten geschlagen und mit einer ausgedehnten Bresche im Süden konnte schliesslich die grosse befestigte Zone Hollands nicht länger gehalten werden.

Diese Entwicklung hatte man in London vorausgesehen, wo die Königin am Abend vorher angekommen war. Ich hatte mit Ihrer

Majestät im Buckingham Palace, den der König ihr zur Verfügung gestellt hatte, nach ihrer Flucht eine lange Unterredung. Es war eine Stunde tiefen und wirklichen Schmerzes. Unsere Truppen hatten sehr tapfer gegen eine überwältigende Übermacht standgehalten. Mit reinem Gewissen waren sie nicht nur allen Spitzfindigkeiten der modernen Kriegstechnik, die bis zu einem in der Geschichte beispiellosen Grade entwickelt worden waren, sondern jeder Form des Verrates und des Betrugens von aussen und von innen gegenübergestellt worden. Rotterdam war zum Teil dem Erdboden gleichgemacht. Die schöne alte Stadt Utrecht war vom Feinde mit demselben Schicksal bedroht. Sogar jetzt noch war man fest entschlossen, weiter Widerstand zu leisten. Die Königin hatte dem König von England die Sachlage erklärt; man hatte beschlossen, dass ich dasselbe gegenüber den britischen Militärbehörden tun sollte, während Ihre Majestät ein Telegramm an den Präsidenten der französischen Republik richtete. Die Lage war folgende: entweder konnten die Alliierten unverzüglich hinreichende Hilfe senden – in diesem Fall würden wir weiterkämpfen. Wenn aber eine solche angemessene Hilfe nicht gesandt werden konnte, mussten die holländischen Militärbefehlshaber ermächtigt werden, nach ihrer besten Einsicht zu handeln, indem sie den von einem weiteren Widerstand zu erwartenden Nutzen gegen das Leiden, das er der Zivilbevölkerung des dichtbesiedelten Landes unvermeidlicherweise auferlegen würde, abwogen. Es war nach Mitternacht, als ich das britische Oberkommando erreichte. Dort war man der Ansicht, es sei dies eine vollkommen ehrliche Erklärung, die in unserer misslichen Lage abgegeben werden musste. Aber eine wirklich bedeutende Hilfe konnte man nicht versprechen.

Ich weiss, dass in den Niederlanden Klagen laut wurden, wir hätten von den Alliierten wenig Hilfe bekommen. Es mag sein, dass mehr Hilfe erwartet worden ist, aber ich habe meinerseits die feste Überzeugung, dass unsere Alliierten, Engländer und Fran-

zosen, alles taten, was sie konnten. Es war unser gemeinsames Unglück, dass sie nicht mehr Hilfsquellen zur Verfügung hatten. Zweimal hatte ich darüber Besprechungen mit dem britischen Premierminister, Herrn Churchill. Er war vollkommen offen; es wurden sofort verschiedene Hilfsmassnahmen getroffen, sie konnten aber nicht weitgehend genug sein, um die Situation zu retten. So weit diese Unterredungen einen Trost bringen konnten, war es der, dass sie mir die Gewissheit gaben: sogar wenn wir vorher mit den Alliierten Pläne zur gemeinsamen Verteidigung für den Fall eines deutschen Angriffes gemacht haben würden, hätten wir nicht mehr Hilfe bekommen als jetzt. Es war nicht mehr verfügbar. Das ist die beste Antwort, die man jenen oberflächlichen Kritikern unserer Neutralitätspolitik geben kann, die immer zu sagen geneigt sind: «Wenn ihr nur so vernünftig gewesen wäret und eure Haltung geändert hättet, ehe es zu spät war.»

Die Kapitulation

Als nur einige Wochen später die französische Heeresleitung erwägen musste, ob Paris verteidigt werden sollte oder nicht, nahm sie den Standpunkt ein, dass kein wertvolles strategisches Ergebnis das Opfer jener Stadt rechtfertige. Das niederländische Kommando im befestigten Teil Hollands war derselben Meinung, nachdem es den Deutschen gelungen war, weite Breschen in seine östlichen und südlichen Verteidigungslinien zu schlagen. Ein Kampf bis zum letzten Mann hätte dem Feind bestimmt ernste Verluste zugefügt, aber in Anbetracht seiner enormen Überlegenheit in Waffen und Munition hätte weder unsere Sache noch die unserer Alliierten durch eine derartige Verlängerung unseres Widerstandes siegen können. Gleichzeitig ist, besonders bei einem Feind, der solche Methoden anwendet, kein Zweifel darüber möglich, dass das

ganze blühende Land mit seinen vielen alten Städten, grossen Kunstschatzen, historischen Monumenten und der lächelnden Landschaft, methodisch zerstört, und ein beträchtlicher Teil seiner Bevölkerung ausgerottet worden wäre, wie das in Rotterdam geschehen war.

Unter diesen Umständen entschloss sich General Winkelman, in dessen Händen der Entscheid lag, das Einstellen des Feuers zu befehlen. Das Kabinett war am Tage vorher der Königin nach England gefolgt. Es war ein harter Augenblick für den tapferen Soldaten, der die Kriegshandlungen so tüchtig geleitet hatte und der, falls nicht das Vorhandensein von Millionen von Zivilisten ihn gezwungen hätte, anders zu handeln, es zweifellos vorgezogen hätte, bis zum letzten zu kämpfen.

Hier und dort haben Unwissende leichtfertig behauptet, der niederländische Oberbefehlshaber «hätte die Nerven verloren». Es wäre schwer, eine grössere Ungerechtigkeit gegenüber einem Mann zu finden, dessen Festigkeit, Mut und Kampfgeist die kritischsten Proben ertragen haben. Ich kann nur den grössten Respekt für einen General äussern, der lieber eine eilige, unbegründete und unachsichtige Kritik seitens des ununterrichteten Publikums riskiert und erträgt, als dass er seine Landsleute zwecklos den Schrecken einer weiteren Massenschlachtung unterwirft, mit dem bestmöglichen Resultat, den von unserer Armee gegen die höllischste Kriegsmaschine aller Zeiten schon erworbenen Ruhm noch vermehrt zu haben.

Die niederländische Regierung hat nie kapituliert. Obwohl der europäische Teil des Königreichs von den Deutschen besetzt ist, sind die überseeischen Gebiete frei. Das Königreich der Niederlande, verfassungsgemäss eine Einheit, hat auch weiter alles, was ein Staat haben muss, um als Staat bezeichnet zu werden: es hat ein Territorium, es hat eine Bevölkerung, es hat eine gesetzmässige Regierung – die Königin und die Dynastie sind in Sicherheit. Diese

Regierung führt jetzt den Kampf weiter mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, inbegriffen die Königliche Marine, die jetzt mit den alliierten Streitkräften zusammen operiert. Deutschlands Macht über den europäischen Teil der Niederlande ist nur auf Gewalt gegründet und sie hat nicht das Mass des rechtmässigen Anspruches bekommen, das ein Akt der Unterwerfung seitens der gesetzlichen Regierung ihr gegeben hätte.

Die Armee in den Provinzen Hollands war zur Kapitulation gezwungen worden; die Armee in der Provinz Zeeland setzte den Kampf fort. In dieser Inselprovinz hielt der Kampf noch verschiedene Tage länger an. Dort konnten französische Truppen und die englische Marine wertvolle Dienste leisten, und sie taten es, so weit es ihnen möglich war. Das schöne Rathaus Middelburgs, ein Juwel holländischer Architektur aus dem sechzehnten Jahrhundert, sowie die alte Abtei, oft das Entzücken der Besucher aus allen Weltteilen, wurden in Trümmer gelegt. Von dem Mut und von der Entschlossenheit, die die Verteidiger der Südwestecke Hollands gezeigt hatten, könnte man viel erzählen; ihr Mut wurde gestärkt durch die Anwesenheit des Prinzen Bernhard, der seine Familie nach England begleitet hatte und zurückgekehrt war, um bei der Armee zu sein. Sie schlugen sich tapfer bis zum letzten.

Da waren die Schüler einer Militärfliegerschule, die kaum die Kunst des Fliegens beherrschten; als die Lage verzweifelt schien, starteten sie in ihren Schulflugzeugen und landeten sicher in französischen Flughäfen. Da war der junge Leutnant, der mitten im Bombardement Befehl erhielt, das zur Verfügung stehende Bargeld der Niederländischen Bank in Middelburg sicherzustellen und die Vordertür erbrach, indem er «sich anlehnte», wie er sich ausdrückte; er kassierte eine grosse Summe beim zitternden und protestierenden Direktor, der sich in die Stahlkammer geflüchtet hatte, ein und brachte sie, nachdem er mit geraumer Not dem Feinde, der ein paar Kilometer entfernt war, entschlüpft war, nach

Paris. Diese und so viele andere Episoden spielen im Hintergrund jener grimmigen Bühne, wo der letzte Aufzug der holländischen Tragödie zu Ende ging. Vor den letzten Maitagen waren Zeeland und damit das ganze Land vom Feinde besetzt.

So schliesst sich der Vorhang über einem Land, das innerhalb von fünf Tagen von hochentwickeltem Wohlstand in einen Zustand halben Verfalls gebracht wurde – wo hungrige Deutsche alles aufkauften –, wenn man den Austausch wertvoller Güter gegen deutsche Kassenscheine von zweifelhaftem Wert mit dem Namen Kauf beehren kann. Schlimmer noch: in jenem Lande, wo die öffentliche Gesundheit sich auf sehr hohem Niveau befand und wo die Sterblichkeitsziffer die tiefste von ganz Europa war, sind jetzt die Spitäler mit Verletzten überfüllt, während zahllose Familien ihre Toten beweinen. Die Verluste der niederländischen Armee betragen Tausende von jungen Leuten. Einzelne Regimenter erreichten eine sehr hohe Verlustziffer: denken wir hier mit tiefer Ergriffenheit an unsere tapferen Grenadiere, die, nachdem sie an einem Tag zwei Flugplätze gestürmt hatten, achtzig Prozent ihres Bestandes verloren hatten. Aber der ganzen Welt ist es klar: «Wir haben es nicht gewollt,» sagte Herr von Ribbentrop.

Bevor wir dieses Kapitel schliessen, soll ein Punkt von besonderer Wichtigkeit hervorgehoben werden. Es ist notwendig, die Stellung der Niederlande nach der Beendigung des Landkrieges genau zu umschreiben. Als der Krieg für die Niederlande anfang, war das Land vollständig frei, um ganz ohne Bindungen an irgendeine andere Macht so lange Widerstand zu leisten, als es dies für richtig hielt. Es leistete Widerstand bis zum äussersten. Es gab auch nicht nach, als es deutlich war, dass von den Alliierten nur wenig Hilfe kam und dass es keine Möglichkeit gab, gegen die Invasion anzukämpfen. Zu jeder Zeit während der fünf Tage des Kampfes hätte es den Holländern freigestanden, um irgendeinen schmachlichen Waffenstillstand zu feilschen. Während man jedoch

von ihnen behauptet, sie seien gute Geschäftsleute, zeigten sie Verachtung für Unterhandlungen, wenn die höchsten Interessen des Landes auf dem Spiel stehen. Sie kämpften, bis weiterzukämpfen unmöglich geworden war; die Ehre des Landes war gerettet. Neuer Ruhm ist den alten Kriegstaten Hollands hinzugefügt. Die Regierung zieht es vor, das Land ganz vom Feinde besetzt zu sehen, anstatt irgendeinen ehrlosen Kompromiss anzunehmen, wodurch sie in ein Lehensverhältnis kommen würde, das sie durch ihre eigene Unterschrift zu besiegeln hätte. Gewalt erleiden und der Gewalt zustimmen, das sind für den holländischen Geist zwei verschiedene Sachen. Wie und wann Holland wieder als ein freies Land auferstehen wird, weiss niemand. Aber dass es eines Tages seine jahrhundertealte Freiheit wiedererlangen wird, ist für uns alle ein Glaubensartikel.

VI.

DYNASTIE UND REGIERUNG

Wilhelmina Helena Paulina Maria, Königin der Niederlande, Prinzessin des alten Hauses Oranien-Nassau, Herzogin von Mecklenburg, wurde im Jahre 1880 geboren. Als sie zehn Jahre alt war, folgte sie ihrem Vater, dem verstorbenen König Wilhelm III., nach. Da sie damals minderjährig war, wurde eine Regentschaft proklamiert, die bis zu ihrem achtzehnten Geburtstage währte, an welchem sie nach der Verfassung der Niederlande ihre Volljährigkeit erreichte. Ihre Mutter, die verwitwete Königin Emma, war Regentin für ihre Tochter. Bis und nach ihrem Ableben im Jahre 1934 nahm diese gütige und kluge königliche Frau einen besonderen Platz in den treuen Herzen der Untertanen ihrer Tochter ein. Jede nur mögliche Aufmerksamkeit schenkte sie der Vorbereitung der jungen Königin auf die grosse Aufgabe, die Niederlande und deren ausgedehnte Gebiete in Übersee zu regieren und die hohe Tradition der Unparteilichkeit, politischen Einsicht und selbstlosen Sorge für das öffentliche Wohl, die der Monarchie unter dem Hause Oranien-Nassau ihre Stellung in den Augen der Nation gegeben haben und die keine andere Regierungsform einnehmen könnte, weiterzuführen.

Königin Wilhelmina

Vom Jahre 1898 an hat die Königin das Land in ihrem eigenen Namen regiert. Es ist eine erfolgreiche Regierungszeit geworden,

eine Periode friedlicher Entwicklung, die ausgedehnte Sozialreformen, Verbesserung des Unterrichts und zunehmende allgemeine Wohlfahrt gebracht hat. Die Bevölkerungszahl wuchs ständig. In Niederländisch-Ostindien brachte ihre wohlthätige Regierung endgültige Befriedung bis zu den abgelegensten Inseln. Dort ist eine Politik der öffentlichen Wohlfahrt eingeleitet worden, die sich als höchst erfolgreich erwiesen hat. In fortschrittlichem Geiste sind politische Reformen eingeführt worden. Es war immer holländische Politik, in Verwaltungsangelegenheiten eng mit der Eingeborenenbevölkerung zusammenzuarbeiten. Unter der weisen Führung Ihrer Majestät ist diese Heranziehung der Eingeborenen zu verantwortlichen Aufgaben beträchtlich ausgedehnt worden. Das Abgeordneten-System ist in Dörfern, Distrikten und Provinzen, sowie in Angelegenheiten, die das Gebiet als Ganzes betreffen, organisiert und gefördert worden. Die holländische Kolonialverwaltung kann den Vergleich mit jeder anderen der Welt aushalten.

Im Jahre 1902 heiratete die Königin Heinrich, Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Als ihnen acht Jahre später eine Prinzessin geboren wurde, kannte der Jubel des Landes keine Grenzen. Die Zukunft der Dynastie, einer der Pfeiler des Staates, schien gesichert und als die kleine Prinzessin, die immer eine grosse Popularität genoss, sich mit dem Prinzen Bernhard von Lippe-Biesterfeld vermählte, wurde das Ereignis mit schrankenloser Freude von jedem Untertan der Königin gefeiert. Erneute Kundgebungen des von der ganzen Nation empfundenen Glücks begrüßten die Geburt der beiden Enkelkinder der Königin: Prinzessin Beatrix, jetzt drei Jahre alt, und der kleinen Prinzessin, die einen Monat vor Kriegsausbruch geboren wurde, und der die Eltern, als Anrufung des Friedens, den Namen Irene gaben.

Königliche Einfachheit charakterisiert die Königin. Ihre zahllosen Verpflichtungen erfüllt sie mit der grössten Hingebung, beratschlagt mit ihren Ministern, studiert Staatsdokumente, besich-

tigt militärische Anstalten der Armee und der Marine, unterstützt wohlthätige Einrichtungen, verfolgt alle jene vielen Interessen, die ihr als wahrer Landesmutter am Herzen liegen. Tief religiös, hat Ihre Majestät immer einen wirksamen Anteil an Missionsarbeiten genommen, und in den letzten Jahren haben ihre anregenden Bemühungen um moralische Aufrüstung ihres Landes noch auf andere Weise ihr reges Interesse für die Dinge des Geistes bewiesen. Bis zu ihrem sechzigsten Jahre hat die Königin nie irgend-einem Staate den Krieg erklärt und während dieser Periode hat auch kein einziger anderer Staat gegenüber den Niederlanden zu den Waffen gegriffen. Wegen der konservativen und stabilen Politik, die im ersten Kapitel dieses Buches skizziert wurde, gab das Land niemandem Grund zu Feindseligkeiten und lebte mit allen in Freundschaft und Frieden. Wie Deutschland dieser gesegneten Periode ein Ende bereitete, haben wir gesehen.

Die Königin liess nichts ungetan, um den Krieg zu verhindern. Alle ihre Gedanken und alle ihre Energie waren auf dieses Ziel gerichtet. Als Ende August die Vertreter der europäischen Kleinstaaten in Brüssel zusammenkamen, um einen dringlichen Appell, den Frieden zu wahren, an ihre mächtigeren Nachbarn zu richten, war dies zum grössten Teil der warmherzigen Unterstützung, die die Königin in dieser Angelegenheit dem König der Belgier gewährte, zu verdanken. Sogar noch in letzter Stunde hat Ihre Majestät im Haag den voraussichtlichen Kriegsparteien ihre guten Dienste angeboten, während König Leopold in Zusammenarbeit mit ihr dasselbe in Brüssel tat. Während Finnlands erbittertem Kampf gegen die Russen beteiligte sich die Königin grosszügig an der Hilfeleistung für die Zivilbevölkerung der tapferen Republik. Im November 1939 versicherten sie und König Leopold die Kriegführenden von neuem ihrer Bereitschaft, eine Vermittlungsaktion zu übernehmen.

Dies alles und vieles mehr, was die breite Masse nie erfahren

hat, wurde von Ihrer Majestät getan, um ihrem und anderen Ländern das Kriegselend zu ersparen. Alle Nachrichten, gut oder schlecht, mussten ihr auf ihren eigenen Befehl sofort mitgeteilt werden, gleichgültig, ob sie am Mittag oder in den ersten Morgenstunden einliefen. Ein schneller Entschluss konnte wesentlich sein. Keine Gelegenheit, die fortschreitende Krise aufzuhalten, durfte verpasst werden. Die Königin war unermüdet. Bei jeder Witterung besuchte und inspizierte sie Posten der Armee und der Marine längs der Küsten und der Grenzen. Die einzige Erholung und die einzigen hellen Momente in diesen Monaten wachsender, mühsamer Arbeit waren die kurzen Stunden, die sie ihren Kindern und Enkelkindern widmete.

Massnahmen zum Schutz der königlichen Familie

Jedermann, der die Ehre hatte, während dieser Zeit mit Ihrer Majestät in Kontakt zu kommen, wusste, dass, wenn das Schlimmste sich ereignen sollte, die Königin unfehlbar für ihr Volk und ihre ganze Umgebung eine grosse Kraftquelle sein würde; und als das Schlimmste wirklich kam, wurde dieser Glaube völlig bestätigt. Als am Frühmorgen des 10. Mai der deutsche Angriff begann, weilte die Königin im Huis ten Bosch, ihrem eigenartigen alten Palast beim Haag mit seinen Erinnerungen an Willem und Mary und so viele andere Statthalter und Könige und Königinnen des Hauses Oranien. Der erste Luftangriff begann ungefähr um vier Uhr morgens, und es war sofort deutlich, dass der königliche Palast eines der Hauptziele war. Welle auf Welle donnerten die Bomber vorüber. Während des ganzen ersten Vormittags war die Königin gezwungen, in ihrem bombensicheren Schutzkeller Zuflucht zu nehmen. Boten kamen und gingen mit den letzten Nachrichten von der Front und von den Städten. Als der Angriff

sich verstärkte, wurde es klar, dass das Huis ten Bosch nicht länger genügend Sicherheit bot. In grosser Zahl landeten Fallschirmjäger in der Nachbarschaft. Die umliegenden Wälder machten es ihnen leicht, sich zu verbergen, und die Palastwachen liefen Gefahr, überrascht zu werden. Jenseits der Wälder lag Flachland – ideales Gelände zur Landung von Truppentransportflugzeugen. Tatsächlich landeten einige Fallschirmjäger in den Gärten des königlichen Palastes und wurden von der Wache unverzüglich niedergeschossen. Die Lage aber wurde allmählich sehr gefährlich und ein Aufenthaltswechsel notwendig.

Ungefähr fünf Kilometer entfernt, im Stadtzentrum, stand der Palast am Noordeinde. Dieser wurde als sicherer betrachtet, und am späten Nachmittag begab sich die Königin mit ihrer Begleitung auf den Weg. Die Wälder waren zunächst von Heckenschützen gesäubert worden, und einmal in der Stadt, war die Eskorte der Königin imstande, jeden Versuch, von den Dächern oder Fenstern zu schiessen, zu verhindern. Kaum aber waren die Königin und ihre Familie in ihrer neuen Zufluchtsstätte installiert, ertönten Schüsse von den Häusern, die die Palastgärten umgaben. Die fünfte Kolonne war in Aktion. Sofort gingen die Wachen der Königin an die Säuberung der Nachbarschaft. Einige Deutsche und wenige Holländer wurden gefangen, während es ein paar andern gelang, sich fortzumachen. Prinz Bernhard selber beteiligte sich an der Vernichtung dieser Plage. Während des ganzen Vormittags machte er im Huis ten Bosch Jagd auf Fallschirmjäger und mit Maschinengewehren bewaffnete tief fliegende Flugzeuge. Jetzt stellte er ein Maschinengewehr auf dem Dache des Palastes auf und feuerte erfolgreich auf jeden Heckenschützen, den er entdecken konnte.

Die Königin mit Prinzessin Juliana und ihren zwei Kindern fanden im schwergewaperten Schutzraum des Palastes am Noordeinde Schutz. In diesem engen Raum aus Stahl und Beton waren

sie gezwungen, drei Tage und zwei Nächte zu verbringen. Besorgt verfolgten sie die Entwicklung des Kampfes und blieben ständig mit dem Kabinett und dem Oberkommando in Kontakt. Schon am Freitag, dem 10. Mai war es offensichtlich, dass die Deutschen wie in Norwegen auf die königliche Familie Jagd machten, ohne sich auch nur im Geringsten zu bemühen, ihr Leben zu schonen. Um die Zukunft der Dynastie, welche im staatlichen Leben der Niederlande so wesentlich ist, sicher zu stellen, wurde beschlossen, die Prinzessin und ihre Kinder an einen Ort zu bringen, wo ihre Sicherheit gewährleistet werden konnte. Sofort wurden Vorbereitungen getroffen, sie nach England zu bringen. Die Königin bestand darauf, dass der Prinz seine Gemahlin begleiten sollte, aber er musste so schnell wie möglich nach Holland zurückkehren, um seine Pflichten als *Aide-de-Camp* Ihrer Majestät wieder aufzunehmen. Ein erster Reiseversuch wurde am Freitagabend unternommen. Prinzessin Juliana und die Kinder waren schon im Wagen, der sie zur Küste führen sollte, als die Nachricht eintraf, die Reise sei unmöglich; Fallschirmjäger und Lufttransporttruppen liefen noch frei herum und schossen hinter Zäunen und Deichen auf jeden, den sie zu Gesicht bekamen. Obgleich eine grosse Anzahl während des Tages vernichtet worden war, waren die Überlebenden noch zu zahlreich, als dass die Prinzessin und ihre Begleiter in Sicherheit reisen konnten. Am nächsten Tag, nachdem frische deutsche Truppen in den Dünen, Feldern und Wäldern um den Haag gelandet waren, wurde die Reise noch für zu unsicher gehalten. Nach einem zweiten Tag und einer zweiten Nacht im kleinen Schutzraum war das Land schliesslich soweit gesäubert, dass ein Versuch gemacht werden konnte. Einen Panzerwagen als Fahrzeug zu benutzen, kam nicht in Frage. Der Raum war für die königliche Familie viel zu klein. Jemand hatte die glückliche Idee, an dessen Stelle ein der Niederländischen Bank gehörendes Panzerauto zur Benützung vorzuschlagen; das war zwar nicht

gegen Granaten gesichert, bot aber ziemlich ausreichenden Schutz gegen Maschinengewehrketten. Dreissig Marinesoldaten begleiteten die Gesellschaft, schwer bewaffnet mit automatischen Waffen. Gegen acht Uhr am Sonntagabend verliessen sie Den Haag und fuhren mit grosser Geschwindigkeit zum IJmuider Hafen, wo der britische Zerstörer «*Codrington*» unter Kommandant Creasy wartete. Alles ging gut, bis die Gesellschaft im Begriffe stand, sich an Bord des Kriegsschiffes zu begeben. Da erschien plötzlich im weichen Licht des langen Sommerabends ein deutsches Flugzeug. Der Pilot hatte den Zerstörer entdeckt und kam im Sturzflug herunter. Alle hielten den Atem an. Würde er die wehrlosen königlichen Reisenden mit dem Maschinengewehr beschiessen? Ohne zu feuern, raste er über sie hinweg und begann das Kriegsschiff mit Bomben zu belegen. Die erste Bombe verfehlte den Zerstörer, und noch einmal stürzte sich das Flugzeug herunter, um seinen Angriff zu erneuern. Diesmal liess es eine magnetische Mine gerade vor dem Schiff fallen. Im schmalen Hafeneingang hätte diese das Schiff daran gehindert, in See zu stechen, wenn nicht ein Wunder geschehen wäre. Der an der magnetischen Mine befestigte Fallschirm öffnete sich nicht, und demzufolge traf die Mine die Wasseroberfläche so heftig, dass die Explosion sogleich erfolgte. Abgesehen von einem verletzten Mann am Quai wurde, soweit man sehen konnte, kein Schaden angerichtet und Kommandant Creasy konnte in See stechen. Kurz nachher wurde ein Begleitschiff erfolglos von einer Gruppe deutscher Stukas angegriffen. Dann ging alles gut. Am nächsten Morgen trafen die Prinzessin und ihre Kinder, vom Prinzen begleitet, sicher in einem englischen Hafen ein. Die Dynastie war gerettet: im ganzen Lande war die Freude unermesslich, als man erfuhr, dass es den Deutschen nicht gelungen war, diese Mitglieder des Hauses Oranien gefangen zu nehmen. Die jungen Prinzessinnen ertrugen die Seereise gut, die ältere freute sich sogar über die Abwech-

lung. Prinzessin Juliana zeigte äusserste Kaltblütigkeit und grossen Mut in diesen Stunden der Prüfung, und Prinz Bernhard gab Beweise beträchtlicher Energie.

Die Königin in England

Während der Prinz seine Vorbereitungen für die Rückreise nach Holland traf, empfing man in London die Nachricht, dass die Königin nach Grossbritannien unterwegs sei. Erst nach ihrer Ankunft erfuhren wir die Gründe, die sie zu diesem bedeutungsvollen Entschluss veranlasst hatten. Die militärische Lage Hollands hatte sich – trotz des tapferen Kampfes der niederländischen Soldaten, die von dem Gedanken beseelt waren, ihr Land und alles, wofür es eintrat, zu verteidigen – immer verschlimmert. Am Montagmorgen, dem 13. Mai, setzte der Oberbefehlshaber die Königin davon in Kenntnis, dass er die Verantwortung für ihre Sicherheit nicht länger übernehmen könne. Die Deutschen drohten mit einer Bombardierung Rotterdams (die sie mit schrecklichem Erfolg am Nachmittag des nächsten Tages durchführten) und der Druck auf die holländischen Linien war so stark, dass es mehr als zweifelhaft schien, ob man sie noch länger halten könnte. Die Königin beschloss, den Deutschen auf keinen Fall den Gefallen zu tun, sich gefangen nehmen zu lassen. Da Den Haag in zunehmendem Masse unsicher wurde, hielt man es für das beste, nach der südwestlichen Ecke des Landes, zum Festland Zeelands, zu übersiedeln. Die Reise über Land kam nicht in Frage. Alle niederländischen Kriegsschiffe standen in vollem Kampf mit dem Feinde, es wurde also ein britisches Kriegsschiff zur Verfügung gestellt. Es war ein schöner Tag, und es wäre eine glatte Fahrt gewesen, wenn das Schiff nicht einen Zickzack-Kurs wegen möglicher U-Boot-Angriffe hätte einhalten müssen. Ab und zu wurden deutsche Flugzeuge gesich-

tet, die aber nicht angriffen. Plötzlich aber erreichte eine beunruhigende Nachricht das Kriegsschiff. Der kleine zeeländische Hafen Breskens, wo Ihre Majestät landen sollte, wurde heftig aus der Luft bombardiert. Ob der Feind von der Abreise und dem Ziel Ihrer Majestät wusste, wird wahrscheinlich immer ein Geheimnis bleiben. Tatsache ist, dass Breskens bis zu jenem Augenblick unbehelligt geblieben war, obwohl es für Truppentransporte über die Schelde benutzt wurde. Die Schlussfolgerung scheint klar: es war eine Falle. Die Deutschen hofften, in Breskens zu zerstören, was sie im Haag nicht hatten fangen können.

Ihre Majestät entschloss sich, ihnen nicht den Gefallen zu tun. Die drahtlose Nachricht war kaum eingetroffen, als die Glockensignale des Zerstörers ertönten. Er machte eine scharfe Wendung und nahm seinen Kurs nach Westen – nach England. Langsam verschwanden die niedrigen Dünen der zeeländischen Küste hinter dem Horizont, und als das Licht des späten Nachmittags in Dämmerung übergang, erhob sich vom die Küste Englands. Der Zerstörer nahm Kurs auf einen englischen Hafen. Die Königin und ihr Gefolge befanden sich wohlauf an Bord.

Hier haben wir den hervorragenden Anteil, den die britische Marine an der sicheren Landung des niederländischen Königshauses in England hatte, hervorzuheben. Jeder Holländer muss tiefe Dankbarkeit für die Seeleute empfinden, die, während unsere Schiffseinheiten in vollem Kampf mit dem Feinde standen, für die Sicherheit des Hauses Oranien besorgt waren. Sie trugen mit zur Durchkreuzung der Pläne und verzweifelten Versuche bei, die königliche Familie durch Fallschirmjäger gefangen nehmen oder durch Beschiessung ihres Aufenthaltsorts töten zu lassen. Ist der Gegensatz nicht auffallend: auf der einen Seite beharrliche Anstrengungen, Jagd auf zwei Frauen von königlicher Geburt, zwei kleine Prinzessinnen und ihren Vater zu machen; auf der anderen eine Anzahl britischer Seeleute, die unter Lebens-

gefahr alles, was in ihrer Macht stand, taten, um eine Dynastie zu schützen, die für so vieles eintritt, was unsere Zivilisation am meisten ehrt. Nach ihrer Landung in England gab die Königin öffentlich ihren Gefühlen tiefer Anerkennung und Dankbarkeit Ausdruck.

Die Ankunft der Königin Wilhelmina unter dem geräumigen Dach der düsteren Liverpool Street Station in London war eine Szene, die niemand, der davon Zeuge war, je vergessen wird. Als der Zug langsam hielt, sprang eine Anzahl grimmig aussehender Soldaten in holländischer Uniform auf den Bahnsteig. Sie waren immer noch in voller Kampfausrüstung, mit ihren Gewehren und Handgranaten, automatischen Pistolen und verbeulten Stahlhelmen, die sie trugen, als man ihnen befahl, den Kampf aufzugeben, um ihre Königin zu begleiten. Sie standen da in merkwürdigem Kontrast zu den Hunderten von friedlichen Zuschauern. Ein Polizeikordon hielt die Menge zurück, als König Georg vortrat, um die Königin zu begrüßen und ihr Gastfreundschaft anzubieten. Als die beiden Souveräne einander begrüßten, konnte man deutlich sehen, dass sie in diesem historischen Augenblick nicht nur Souveräne, sondern Menschen waren, die die Tragödie der Stunde völlig verstanden. Hier war eine Königin, die während einer langen Regierung eine so gute Fürstin ihres Landes gewesen war, dass sie die tiefe Ergebenheit und Liebe zweier Generationen gewonnen hatte. Jetzt war sie durch den unbarmherzigen Angriff einer Nation, mit welcher sie verwandt war und der sie nie Übles getan hatte, aus ihrem Reiche vertrieben. Immer hatte sie sich bemüht, die gute Seite der Deutschen zu sehen und zu erkennen und gute Beziehungen mit ihnen zu pflegen. In ihrem sechzigsten Jahr entschied das Schicksal, dass dies nutzlos gewesen sei. Ermüdet und erschüttert vom Vorgefallenen, ergriffen von allem, was sie während der letzten vier Tage durchgemacht hatte, stand sie da, noch unerschrocken und voll fester Vorsätze, obwohl sie augenblicklich eine Verbannte in einem fremden Lande war. Jeder An-

wesende verstand, was dies für sie bedeuten musste. Die Menge spendete Beifall, aber in ihren Zurufen war nicht nur der Ton mitleidiger Sympathie, sondern auch der Bewunderung für eine grosse Frau, deren Mut, obgleich schwer geprüft, so sichtlich ungebrochen blieb. Hier war eine Königin, die wie jedermann spürte, der sie damals sah, die hohe Lebensauffassung ihrer Vorfahren Wilhelm des Schweigsamen und des Statthalter-Königs Willem III. hatte.

Nachdem Königin Elisabeth ihre königliche Besucherin bei ihrer Ankunft im Buckingham Palace begrüsst hatte, zog Königin Wilhelmina sich in den ihr zur Verfügung gestellten Flügel zurück und nahm sofort ihre Arbeit wieder auf. Wie sollte der Widerstand weitergeführt werden? Welche Hilfe konnte von den Alliierten erwartet werden? War der Kontakt mit Frankreich hergestellt, wie das mit England geschehen war? Wie sollte die Lage den Menschen in den Niederlanden und der ganzen Aussenwelt erklärt werden? Dies und vieles andere waren die Probleme, die sofort eifrig diskutiert wurden. Mehr als eine wichtige Entscheidung wurde getroffen und ausgeführt. Erst als Mitternacht dieses historischen und tragischen Tages vorbei war, zog sich die Königin zur Ruhe zurück.

Am nächsten Tag wurde eine königliche Proklamation von Ihrer Majestät an ihr Volk erlassen. Zu jener Zeit waren die direkten Telephon Verbindungen mit Holland abgeschnitten; aber noch erwies es sich als möglich, mit Den Haag mittels drahtloser Telephonie über New York zu reden. So wurde die Proklamation der Königin Wilhelmina über die Vereinigten Staaten von Amerika ihren Untertanen durch Radio übermittelt.

Diese Proklamation war eines der zwei Dokumente, die von der Königin während ihrer ersten Londoner Tage erlassen wurden und die vor der Vergessenheit gerettet werden müssen. Das zweite Dokument war eine Erklärung, die ein paar Tage später von der Kö-

nigin zur Veröffentlichung freigegeben wurde. In ihrer Proklamation ermahnte Ihre Majestät ihr Volk, den Mut nicht sinken zu lassen und sich vergangener Leiden zu entsinnen, aus denen das Land immer triumphierend emporgestiegen war. In dem zur Veröffentlichung freigegebenen Artikel begründete Königin Wilhelmina vor der ganzen Welt, warum sie sich dazu veranlasst sah, ihr Land zu verlassen. Jeder Kommentar zu diesen Dokumenten würde ihren Wert eher verringern als ihn erhöhen. Sie werden daher an dieser Stelle vollständig wiedergegeben.

*Proklamation der Königin Wilhelmina an ihr Volk,
gegeben London, am 13. Mai 1940.*

«Als kein Zweifel mehr darüber bestand, dass Wir und Unsere Minister die Staatsgewalt in den Niederlanden nicht länger frei ausüben konnten, musste der harte, aber notwendige Entschluss gefasst werden, den Sitz der Regierung ins Ausland zu verlegen für so lange, als dies unvermeidlich erscheint, aber mit der Absicht, sofort wieder in die Niederlande zurückzukehren, sobald dies irgend möglich ist.

Augenblicklich ist der Sitz der Regierung in England. Als Regierung wünscht sie nicht zu kapitulieren. Mithin sind die niederländischen Gebiete, die in holländischen Händen verbleiben, in Europa sowie in Ost- und Westindien, auch weiterhin ein souveräner Staat, der seine Stimme auch weiterhin erheben und seine Stellung behaupten wird, besonders in den gemeinsamen Beratungen der Alliierten, als ein völlig anerkanntes Mitglied der Staatengemeinschaft.

Die Militärbehörden und in höchster Instanz der Oberbefehlshaber der Streitkräfte zur See und zu Land werden ab heute bestimmen, welche Massnahmen vom militärischen Gesichtspunkte aus notwendig und zu rechtfertigen sind.

Wo der Eindringling die Macht hat, müssen die lokalen Zivilbehörden weiterhin jene Massnahmen ergreifen, die den Interessen der Bevölkerung nützen können. In erster Linie sollen sie dafür sorgen, dass Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten bleiben.

Unsere Herzen sind bei unseren Landsleuten, die in unserem Lande schwere Zeiten durchmachen werden. Aber die Zeit wird kommen, wo die Niederlande mit Gottes Hilfe ihr europäisches Territorium wieder zurückgewinnen werden. Entsinnt Euch der Katastrophen in früheren Jahrhunderten und der Auferstehung der Niederlande, die folgte. So wird es auch diesmal sein.

Dass niemand verzweifle! Dass jeder sein äusserstes tue im wohlverstandenen Interesse des Landes. Wir tun das Unsrige.

Es leben die Niederlande!»

Mit diesen Worten verabschiedete sich Königin Wilhelmina auf unbestimmte Zeit von ihrem Volke. Die Botschaft, in der sie sich an die ganze Welt wandte, um ihre Gründe, Holland zu verlassen, zu erklären, hatte folgenden Wortlaut:

«In diesem unermesslich ernsten Augenblick in der Geschichte der Menschheit hat sich schwarze, schweigende Nacht auf noch ein weiteres Stück dieser Erde gelegt.

Über dem freien Holland sind die Lichter ausgegangen, die Räder der Industrie und die Pflüge des Ackers, die nur für das Glück eines friedliebenden Volkes arbeiteten, stehen plötzlich still oder finden grässliche Verwendung in den Händen eines todbringenden Eroberers; die Stimmen der Freiheit, Nächstenliebe, Toleranz und Religion sind zum Schweigen gebracht.

Wo es noch vor zwei Wochen eine freie Nation von Männern und Frauen gab, die in den hochgehaltenen Traditionen christlicher Kultur erzogen waren, wo eine Nation lebte, die selbst die geschichtliche Quelle mancher, von allen anständigen Menschen

verehrter Werte und Ideale war, herrscht jetzt Verwüstung und die Stille des Todes, die nur durch das bittere Weinen jener unterbrochen wird, die den Tod ihrer Verwandten und die Unterdrückung ihrer Rechte und Freiheiten überlebt haben.

Nur Hoffnung lebt noch zwischen den rauchenden Ruinen, die Hoffnung und der Glaube eines gottesfürchtigen Volkes, die keine menschliche Gewalt, wie böse sie auch sei, zerstören kann – der Glaube an die allerobernde Macht der göttlichen Gerechtigkeit, der Glaube, der durch die stolze Erinnerung an frühere mannhaft getragene und am Ende erfolgreich überstandene Prüfungen gestärkt wird, der Glaube, der in der unerschütterlichen Überzeugung verankert ist, dass eine solche Ungerechtigkeit, wie sie das Volk Hollands erduldet hat, nicht dauern kann.

Wenn auch das unglückliche Volk Hollands noch seinen Glauben an die endliche und unvermeidliche Befreiung hat und sich daran klammert, so ist doch gerade dieser Glaube mehr als jeder andere den grössten Anfechtungen ausgesetzt, denn stumm muss es hoffen und stumm glauben. Es hat nicht den Trost eines Glaubens, zu dem man sich öffentlich bekennt, nicht die seelenstärkende Erquickung einer in offener Vereinigung geteilten und verkündeten Hoffnung.

Unterdrückt, bedroht, von allen Seiten überwacht durch eine Macht, die jede Hoffnung aus des Menschen Seele reissen möchte, kann es nur in der Stille seines schweren Herzens beten. Seine Stimme, die Jahrhunderte hindurch das Evangelium Christi verbreiten half und für Freiheit, Duldsamkeit, Wagemut und den Gedanken der Menschenwürde, überhaupt für all das eingetreten ist, was den Menschen wert macht, auf Erden zu leben – diese Stimme ist ihm genommen worden.

So war es vor vier Jahrhunderten, als die religiöse Freiheit auf dem Spiele stand. Die Welt weiss, wie das Volk Hollands

dann seine Stimme wiedergewann. So wird es wieder sein. Aber bis zu dem Jubel der neuen Morgenröte wird ihm sogar nicht diese letzte Bitterkeit erspart bleiben, dass es die Flamme seiner Hoffnung lebend erhalten muss in der Todesstille einer Nacht, aus der keine Stimme, kein Lichtstrahl kommt.

Weil die Stimme Hollands nicht stumm bleiben soll, nein, in diesen Tagen schrecklicher Prüfung für Mein Volk nicht stumm bleiben darf, habe ich den höchsten Entschluss gefasst, das Symbol Meiner Nation, wie es in Meiner Person und in Meiner Regierung verkörpert ist, an einen Ort zu bringen, wo es weiter tätig sein kann als lebendige Macht.

In dieser Zeit allgemeinen Leidens will ich nicht von den qualvollen Herzensprüfungen reden, die dieser Entschluss einen Menschen gekostet hat, der vor kaum mehr als einem Jahr so tief bewegt war durch die grossmütige Zuneigung eines warmherzigen Volkes, welches das Jubiläum einer Königin und einer Frau feierte, die vierzig Jahre lang versucht hat, ihrem Lande zu dienen, wie sie ihm an jenem Tage schicksalsvoller Entschlüsse zu dienen versucht hat, und die versuchen wird, ihm zu dienen bis zu ihrem letzten Atemzug.

Ich will nur von den Gründen reden, die mich schliesslich bewogen haben, mich zu entscheiden, wie ich es tat. Denn kühle und gewichtige Überlegungen standen gegen das natürliche Gefühl, das mir und meiner Familie eingab, zu bleiben und zu er leiden, was mein unglückliches Volk zu er leiden berufen war.

Pläne, die am ersten Tage des frevelhaften Überfalls bei dem Angreifer gefunden wurden und die durch die Aktion der Lufttransporttruppen bestätigt wurden, zeigten deutlich, dass das erste Ziel war, die königliche Familie und die Regierung gefangen zu nehmen, um so das Land zu lähmen, indem man

es jeder Führung, jeder gesetzlich konstituierten Autorität be-
raubte.

Als wir uns nach kurzer Zeit der Tatsache nicht mehr ver-
schliessen konnten, dass es den vom Feinde angewandten ver-
räterischen Methoden gelingen würde, den tapferen Widerstand
der niederländischen Streitkräfte schliesslich zu unterminieren,
konnten wir die Entscheidung nicht länger hinausschieben.

Wäre die Regierung, ihrem Impuls folgend, geblieben –
denn die, welche wie wir derartiges durchgemacht haben, wis-
sen, dass wirklich nicht Interesse am eigenen Leben oder
der persönlichen Freiheit das treibende Moment ist –, so wäre
die Stimme Hollands, das eigentliche Symbol Hollands, von der
Erde verschwunden.

Es bestünde nur noch eine Erinnerung, die in diesen welt-
erschütternden Zeiten, wo Erinnern von heute Vergessen von
morgen ist, vielleicht schnell verblassen würde. Ein hilfloses
dunkles Schweigen hätte sich über jenes einst glückliche Land
gelegt, dessen Bewohner nicht einmal den hoffnungsspendenden
Gedanken hegen könnten, dass eine Königin und eine Regierung
dort für eine Auferstehung kämpfen, wo der Kampf noch mög-
lich ist.

Es gab aber mehr. Holland selbst mag augenblicklich verloren
gegangen sein, aber als dieser schwerwiegende Entscheid ge-
troffen werden musste, bestand noch Hoffnung, dass eine Pro-
vinz im Süden einige Zeit durchhalten werde.

Meine Marine mit ihren stolzen Traditionen blieb unver-
sehr, bereit, den Kampf aufzunehmen, wo es nötig war, und,
das allerwichtigste, ein Imperium, das über die Erde verbreitet
ist und fünfundsechzig Millionen Einwohner zählt, blieb frei
und untrennbar von jener Nation freier Männer, die von der
Erde nicht verschwinden wird, noch kann.

Sollte dies alles auf einem wildstürmischen Meer führerlos, ohne Autorität hin- und hergeworfen werden? Pflicht, Verantwortung und staatspolitischer Weitblick gaben eine andere Antwort:

Die Stimme und das Symbol Hollands lebendig zu erhalten, zur Anfeuerung und als Sammelpunkt für die Männer unserer Armee, unserer Flotte und für die zahllosen Untertanen unseres Imperiums, ja, für holländische Männer und Frauen in der ganzen Welt, die für die Auferstehung des innig geliebten Mutterlandes alles geben werden.

Das Banner hochzuhalten, unsichtbar und doch stets gegenwärtig für die, die ihre Stimme, nicht aber ihre Hoffnung und ihren Zukunftsglauben verloren haben.

Für Holland zur Welt reden, nicht von der Gerechtigkeit seiner Sache, die bei ehrlichen Menschen keine Verteidigung braucht, noch von den unsäglichen Schrecken oder von den schändlichen Methoden, die seine tapfere Armee und seine unschuldige Bevölkerung ertragen müssen, sondern von den Werten, von den Idealen, von der christlichen Kultur, die Holland auf Seiten seiner Alliierten gegen den Angriff der Barbarei verteidigen hilft.

Dem Wahrspruch des Hauses Oranien, Hollands und des ganzen unermesslichen Teiles der Welt, der für das kämpft, was unendlich viel wertvoller als das Leben ist, treu zu bleiben:

Je maintiendrai – Ich halte stand.»

Diese Worte reden für sich selbst. Es wäre schwierig, klarer und zwingender auszudrücken, warum der von der Königin eingeschlagene Weg der einzige war, der mit den höheren und ständigen Interessen des Landes vereinbar war. Sie haben einen Sinn für alle Zeiten. Deshalb sind sie hier wiedergegeben.

Die Regierung geht nach London

Als die Königin in London ankam, waren von den Mitgliedern ihres Kabinetts nur der Aussenminister und der Kolonialminister, die am ersten Tage der Invasion nach England geflogen waren, dort anwesend. Der nächste Tag sah die Ankunft ihrer Kollegen, die trotz der deutschen Versuche, sie gefangen zu nehmen und nach Berlin zu führen, in Holland geblieben waren. Da die Schlacht Tag und Nacht angedauert hatte, hatten sie nur wenig Ruhe gehabt, aber ihr Mut blieb ungebrochen. Am Montagabend sahen auch sie sich der bangen Frage gegenübergestellt, ob sie sich gefangen nehmen lassen oder das Land verlassen sollten. Denn das war die Alternative; es schien ausgeschlossen, dass sie sich nützlich machen könnten, wenn die Deutschen Holland in ihrer Gewalt hatten. Sie würden entweder in die Lage eines Schuschnigg versetzt werden oder die Deutschen würden versuchen, sich ihrer zu bedienen, um ihrer Besetzung einen Schein der Gesetzmässigkeit zu geben.

In solchen Augenblicken ist das Gefühl geneigt, die Vernunft zurückzudrängen. Da aber die auf dem Spiele stehenden Interessen nicht solche von Privatpersonen, auch nicht solche von Regierungsgliedern, sondern solche der ganzen Nation sind, muss die Stimme der Vernunft die Oberhand behalten. Die niederländischen Minister verstanden diese harte Notwendigkeit vollkommen. Keiner von ihnen, die im Haag geblieben waren, konnte von seiner Frau oder seinen Kindern begleitet werden. Im Aufruhr der Strassenkämpfe konnten die meisten von ihren Nächsten und Liebsten nicht einmal persönlich Abschied nehmen; und doch gingen sie. Eine letzte kurze Zusammenkunft auf holländischem Boden fand in einem Fort bei Hoek van Holland statt; eine letzte telephonische Beratung mit dem Oberbefehlshaber der Armee, und sie reisten ab.

Auch ihnen wurde ein britischer Zerstörer zur Verfügung ge-

stellt, um sie nach England zu bringen, wohin sie ihrer Königin folgen sollten. Die feindliche Luftwaffe machte viele Versuche, das Schiff zu bombardieren und zu versenken, aber unter dem Schutz der Finsternis erwiesen sich diese Versuche als vergeblich. Ein zweites Schiff, das mehrere Mitglieder des diplomatischen Korps im Haag beförderte, entkam mit noch knapperer Not. Am frühen Morgen des 14. Mai kamen aber alle wohlbehalten in England an.

Während der wenigen Tage, an denen alle Mitglieder der königlichen Familie und des Kabinettes in London verblieben, fand am 31. Mai eine kurze Feierlichkeit statt: die neun Monate alte Prinzessin Irene, deren Taufe wegen der internationalen Lage mehr als einmal verschoben worden war, wurde in der Privatkapelle des Buckingham Palace getauft. Königin Elizabeth war Patin des Kindes; seine Paten waren die höchsten Vertreter der holländischen Armee, der Marine und der niederländisch-indischen Armee. Der rührende Charakter dieser Taufe im Exil wurde durch die Einfachheit noch erhöht: keine wehenden Fahnen, jubelnde Mengen oder Galauniformen. Nicht mehr als dreissig Menschen wohnten dem Gottesdienst bei, der zum Teil englisch, mit einer kurzen Ansprache des Pfarrers der Niederländischen Reformierten Kirche in London gehalten wurde.

Kurz nachher vernahm man, dass Prinzessin Juliana und ihre Kinder in Kanada angekommen waren. Nach dem Ableben von Lord Tweedsmuir, dem begabten Generalgouverneur des Dominions Kanada, war der Graf von Athlone als sein Nachfolger ernannt worden. Prinzessin Alice, Gräfin von Athlone, eine leibliche Cousine der Königin Wilhelmina, hatte Prinzessin Juliana eingeladen, zu ihnen nach Kanada zu kommen, wo die beiden kleinen Mädchen in Frieden leben könnten, weit von den Unruhen in Europa – und ungestört durch eine Wiederholung der quälenden Erlebnisse, die sie durchgemacht hatten; dankbar wurde das freundliche Angebot angenommen. Ein holländischer Kreuzer

nahm die Prinzessin und ihre Begleitung mit zu den Küsten Kanadas, wo sie herzlich willkommen geheissen wurden.

Bei all ihrem Unglück waren die Niederlande glücklicher als ihr südlicher Nachbar Belgien, dessen König jetzt ein Gefangener in den Händen des Feindes ist, während Königin Wilhelmina in der Lage ist, alle Entschlüsse zu fassen, die notwendig sind, um die spätere Auferstehung ihres Landes als unabhängiges Königreich vorzubereiten. Die belgische Regierung sowie die drei mutterlosen königlichen Kinder wurden von Belgien nach Frankreich, von Frankreich nach Spanien und von Spanien nach Portugal getrieben. Dagegen konnte die niederländische Regierung sich sofort in London an die Arbeit machen, um den Kampf fortzusetzen, die Verwaltung des holländischen Imperiums in Übersee sicherzustellen und die niederländischen Interessen im Auslande zu schützen. Hierbei wurde sie von zahlreichen holländischen Staatsbürgern unterstützt, denen es auf allen erdenklichen Wegen und oft mit grosser Lebensgefahr und beträchtlichen persönlichen Opfern gelungen war, London zu erreichen. Einige kamen in Fischerkähnen an, andere in offenen Booten, wieder andere nach unglaublichen Irrfahrten über Frankreich und Belgien, wo der Krieg erbittert tobte und Massen von Flüchtlingen die Strassen versperrten. Es wurden der Regierung weit mehr Angebote gemacht, als sie annehmen konnte. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten konnten so weitergeführt werden; und trotz deutscher Unbarmherzigkeit sind die Türen zu einer lichtereren Zukunft nicht verschlossen.

VII.

HOFFNUNGEN UND AUSSICHTEN

Bereits seit längerer Zeit hatte die niederländische Regierung eingesehen, dass ein europäischer Krieg, wenn auch nicht sicher, so doch äusserst wahrscheinlich war. Daher die Verstärkung der Verteidigungsmittel des Landes; daher auch die vielseitigen Vorbereitungen auf wirtschaftlichem Gebiet. Als der Krieg ausbrach, hatten die Niederlande einen vollkommenen gesetzgebenden und einen Verwaltungsapparat, um den Sturm zu überstehen. Die Regierung hatte weitgehende Notvollmachten bekommen und die Vorräte an allen wichtigen Waren waren so gross, dass Knappheit nur entstehen konnte, falls das Land für eine lange Zeit von den Überseemärkten abgeschlossen würde.

Die Wirtschaftsblockade Deutschlands, die, sobald der Krieg ausgebrochen war, von den Alliierten in Kraft gesetzt wurde, machte es für Holland notwendig, mit Frankreich und Grossbritannien über ein Abkommen zu verhandeln, um die Landesvorräte auf einem angemessenen Niveau zu erhalten. Aus verschiedenen Gründen, die jetzt nur noch historisches Interesse haben, waren diese Verhandlungen schwierig, aber schliesslich kamen doch Abkommen zustande, an denen das kritische Deutschland keinen Anstoss nahm. Demzufolge schien für das holländische Wirtschaftsleben, obwohl es vom Krieg mit seiner verheerenden Wirkung für die Wohlfahrt der Welt hart mitgenommen war, das zum mindesten gesichert, was man, falls man alle Umstände in Rechnung zog,

eine erträgliche Grundlage nennen konnte. Es gab genug für jedermann; die Industrie konnte, wenn auch etwas eingeschränkt, in Gang gehalten werden. Wenige lebensnotwendige Waren wurden rationiert, weniger als in irgendeinem kriegführenden Lande, und die zugeteilten Rationen waren reichlich. Holland war immer noch das Land des Überflusses, das es stets gewesen w'ar.

Holland unter deutscher Besetzung

Kaum hatten die Deutschen das Land besetzt, als sich dieser glückliche Zustand wie mit einem Zauberschlag änderte. Die Holländer wurden gezwungen, die deutsche Währung zu einem festen Kurs anzunehmen und auf dieser unsicheren Grundlage – denn da die deutsche Reichsmark nicht frei in andere Währungen umwechselbar ist, ist es schwer, ihren wirklichen Wert abzuschätzen – war Holland innerhalb weniger Tage ausverkauft und ein armes Land geworden. Alle Waren mussten rationiert werden. Benzin und Autoreifen wurden äusserst knapp. Auch Kaffee und Tee, die Holland aus seinen eigenen überseeischen Kolonien einfuhrte und die die Holländer bisher in grossen Mengen verbrauchten, wurden rar. Schuhe und Textilwaren (insbesondere die Konfektionskleider, die Deutschland dringend brauchte) gingen aus. Das Brot wurde rationiert. Diese rasche Verarmung eines Landes, das immer wohlhabend gewesen war und einen hohen Lebensstandard hatte, musste der Bevölkerung, die eben die Qualen eines Krieges durchlebt hatte, einen schweren Schlag versetzen und musste sogar die Begeisterung derer, die sich von nationalsozialistischen Erfolgen beeindruckt liessen, dämpfen. Durch Radio wurde mitgeteilt, wie die sehr dürrtigen monatlichen Zuteilungen etwas gestreckt werden konnten; man empfahl, gebrauchte Teeblätter zu trocknen und ein paar frische beizufügen. Dieses Verfahren wurde auch für Kaffee empfohlen.

Wohl die einzige aufblühende Industrie war die Holzschuhfabrikation, ein Artikel, der bis dahin nur noch von Bauern und Gärtnern benutzt wurde. Sie werden wieder viel verlangt, da kein Leder mehr zur Verfügung steht.

Sofort gingen die Deutschen dazu über, die Bevölkerung Hollands vollständig von der Aussenwelt abzuschneiden. Niemand durfte das Land verlassen ohne Zustimmung der jetzt allmächtigen deutschen Polizei. Das Abhören ausländischer Sender wurde streng verboten. Die Presse wurde einer scharfen Zensur unterworfen und die Rundfunksendungen genau überwacht. Dies machte sich besonders in den Nachrichten bemerkbar, die zum grössten Teil abgedroschene Nachbildungen von dem wurden, was das deutsche Propagandaministerium für sein eigenes Volk als geeignet betrachtet. Zur gleichen Zeit wurden in die Radioprogramme viele Artikel eingeflochten, die darauf berechnet waren, die holländische Mentalität zu beeinflussen. Grossbritannien wird fortwährend als die Verkörperung der Erbsünde dargestellt, als das Land, das der Ursprung aller Übel, auch des Krieges, ist, und gegen das Deutschland den Kreuzzug antreten musste. Das Resultat dieses Feldzuges gegen die freie Meinung der Holländer scheint zweifelhaft.

Die Nation ist seit Jahrhunderten gewohnt gewesen, selbständig zu denken, die Presse war immer frei, und die Holländer, die als Angehörige einer seefahrenden Nation die Welt ein wenig kennen gelernt hatten, besitzen grossen Scharfblick, den keine Propaganda vernichten kann. Die Holländer, den Deutschen unähnlich, sind Individualisten; der Herdengeist ist ihnen fremd.

Wenige, wenn es überhaupt welche gibt, haben vergessen, dass der deutsche Einfall der Grund ihrer heutigen Leiden ist. Sie wissen nur allzu gut, wie die deutschen Propagandamethoden arbeiten und sind darum sehr vorsichtig. Nichtsdestoweniger ist auch in dieser Hinsicht ihre Lage schwierig. Sie wissen wohl, dass alles, was sie am Radio in ihrer eigenen Sprache hören und was ihre

bekanntes holländisches Zeitungen drucken, von den Deutschen diktiert und oft weit von der Wahrheit entfernt ist, aber es bleibt ihnen überlassen, zu erraten, was wirklich wahr ist. Diese Nation, die jahrhundertlang gewohnt war, die Welt frei zu betrachten und ihre eigene Meinung auf Grund dessen, was sie sah, zu bilden, befindet sich plötzlich in der Lage, dass man ihr befiehlt, was sie denken und glauben soll – ein dem holländischen Charakter vollständig widersprechender Zustand. Das Resultat ist unvermeidlich: finsterer Skeptizismus und grosse Niedergeschlagenheit.

Seyss-Inquart Reichskommissar für die Niederlande

Sobald Holland besetzt war, ernannte der deutsche Führer Herrn Seyss-Inquart, einen österreichischen Politiker, dessen Anteil am Sturze von Dr. Schuschnigg nicht vergessen ist, zum Reichskommissar für die Niederlande. Schon seine erste Tat war ein Fehler, eine Beleidigung von allem, was dem holländischen Nationalempfinden heilig ist. Er hielt es für angebracht, sein Amt im alten Rittersaal anzutreten, dem ältesten Gebäude im Haag, das aus der ersten Periode des frühen Mittelalters datiert, als die Grafen von Holland über das Land regierten. Dieses ehrwürdige Gebäude, dessen geweihte Wände Zeugen so vieler historischer Ereignisse gewesen sind, war die Stelle, wo die Königin einmal im Jahr feierlich das Parlament eröffnete. Jetzt berief ein Abgesandter des Eroberers von Holland eine Anzahl holländischer Amtspersonen dorthin, zusammen mit einem Schwarm nationalsozialistischer Behörden, sowohl Zivilisten wie Militärs, um sie des väterlichen Interesses zu versichern, das er für die Wohlfahrt des Landes zu haben vorgab. «Die Niederlande», behauptete er, «werden, wenn sie auf völlige Zusammenarbeit eingehen, ihr Land und ihre Freiheit für die Zukunft sichern.» Das Wort «Freiheit» selbst scheint im

Munde des Stellvertreters Hitlers fast gotteslästerlich, und es ist bemerkenswert, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, dass er mit dem Wort «Zusammenarbeit» die Unterordnung aller holländischen Interessen unter den Lebenskampf des deutschen Volkes bezeichnete. Knechtische Söldlinge hielten auch noch Reden – in jener Halle, in der früher ein stolzes Volk seine freie Stimme zu erheben pflegte –, sie unterstrichen die guten Absichten des Führers gegenüber Holland, dessen Glück, wie sie sagten, jetzt endlich gesichert sei. Sie dankten für den Schutz durch deutsche Streitkräfte, der so notwendig sei, weil die niederländische Regierung um die finsternen Pläne britischer Schlaueheit gewusst habe. Man kann nur tiefe Verachtung empfinden, wenn man an diese Reden denkt. Alle Elemente seines Nationallebens, das das holländische Volk sich selber errungen und durch die Jahrhunderte eifersüchtig gehütet hatte und mit dem es immer aufs Engste verbunden war, wurden erwähnt, als ob sie noch bestünden, während doch in Wirklichkeit alles, was für eine freie Nation wesentlich ist, zerstört wurde. Wahrscheinlich um Deutschlands Entschlossenheit zu unterstreichen, das Glück Hollands auf seine eigene Weise zu sichern, wurde am Ende dieser widrigen Zeremonie deutsche Musik gespielt.

Rasch wurde es klar, was die schönen Phrasen des Herrn Seyss-Inquart bedeuteten. Die Verfassung Hollands wurde beiseite geschoben: die parlamentarischen Einrichtungen wurden auf unbestimmte Zeit suspendiert. Anstatt freier gesetzlicher Verfügungen, die vom Volk und mit dessen Zustimmung verfasst werden, wurden vom Reichskommissar oder von seiner Polizei Entscheidungen gefällt. Den Holländern blieb nichts übrig, als zu gehorchen und sich unter einer so väterlich besorgten Herrschaft glücklich zu fühlen. Eines der ältesten sich selbst verwaltenden Länder der Welt musste sich plötzlich behandeln lassen, als ob es ein Heim für acht Millionen Minderjährige sei, die nicht imstande wären, für sich selbst

zu sorgen. Trauer und Ekel müssen die Seele jedes Holländers erfüllen.

Die Furcht vor der holländischen Loyalität gegenüber dem Hause Oranien und die Neigung zur Unterdrückung, so typisch für viele Deutsche im Umgang mit Völkern, die sie unter ihre Gewalt bringen konnten, liess sie einen noch grösseren Fehler begehen: jede Kundgebung der Treue zum regierenden Königshause wurde verboten. Mit richtiger deutscher Gründlichkeit wurde dieses Verbot in allen Einzelheiten ausgearbeitet. An den Geburtstagen der Mitglieder des königlichen Hauses darf die nationale Fahne nicht entfaltet werden, und es ist niemandem erlaubt, irgendein nationales Abzeichen zu tragen, sogar keine orangefarbene Blume oder – so sagt es die Proklamation Seyss-Inquarts buchstäblich – kein Vergissmeinnicht oder keine weisse Nelke, wie Prinz Bernhard sie oft trägt. So enggeistig sind die angeblichen Herrscher Europas.

Bei all ihrer Zwangsherrschaft sahen die Deutschen offenbar ein, dass ein Volk wie das holländische wenigstens mit etwas Rücksicht behandelt werden müsse, falls man ernste Konflikte vermeiden wollte. Deshalb wandten sie die Politik der ehernen Hand im Samthandschuh an. Als eine «Tat der Grossmut» gegenüber dem Volke, dessen einziges Verbrechen es war, seine Freiheit gegen einen Angriff verteidigt zu haben, veranlasste Hitler die Freilassung aller holländischen Kriegsgefangenen, die nach Hause zurückkehren konnten. Der Anschein normalen Lebens wurde erweckt durch Massnahmen wie die Wiedereröffnung der Museen und der Theater; aber durch all dies klingt der grelle Misston eines tyrannischen Regimes hindurch. Die Art, in der das Arbeitslosenproblem angepackt wurde, ist ein typisches Beispiel. Man musste besondere Arbeiter anstellen oder behalten, ob nötig oder nicht, während allmählich Tausende in Deutschland zu arbeiten gezwungen sind. Der Wiederaufbau in zerstörten Gebieten wurde in Angriff genommen, besonders in Rotterdam, um so viel wie möglich jeden Beweis der

gewalttätigen Eroberung durch die Deutschen wegzuschaffen. Seyss-Inquart, der keine Gelegenheit verpasst, um zu versuchen, sich beliebt zu machen, unternimmt eine Inspektionsreise durch das Land, das er nicht regiert, wie es regiert sein möchte, sondern *wie er es* für gut hält. Deutschland macht sichtliche Anstrengungen, ein gewisses Mass von Entgegenkommen seitens seiner Opfer zu erreichen; seine Erfolgsmöglichkeiten scheinen aber gering. Selbst wenn es nicht wirklich streng regiert, hat es doch zuviel von dem, was für die holländische Denkart wesentlich ist, weggenommen, als dass es die Sympathie und die Unterstützung der Nation gewinnen könnte.

Mit der Eroberung Hollands hat die Zerstörung Europas wieder einen Schritt vorwärts gemacht. In mancher Hinsicht sind die Lehren und Methoden des Nationalsozialismus mit denen Moskaus verwandt. Beide haben eine Herabsetzung des Lebensstandards bis unter einen gesunden Wohlstand zur Folge, und man muss abwarten, ob es Berlin und dem Kreml gelingen wird, ihn in einem wahrnehmbaren Grad zu heben. In den Niederlanden ist diese Senkung sehr auffallend. Abgesehen vom allgemeinen Rationierungssystem ist der Möglichkeit, Bankkontos in Anspruch zu nehmen, eine sehr strenge Grenze gezogen, sodass die Einwohner im ganzen Lande im besten Fall in äusserst einfachen Verhältnissen zu leben gezwungen sind. Dies sind die Segnungen der nationalsozialistischen Herrschaft.

Es ist schwer, sich vorzustellen, wie diese Bedingungen auf den Geist und die Anschauung der niederländischen Nation wirken werden. Eines aber ist sicher: eine Rasse, die an Gedanken- und Redefreiheit gewöhnt ist, kann nicht leicht gezwungen werden, Methoden anzunehmen, die für Deutsche annehmbar sein mögen. Augenblicklich wird das Land von der Gewalt regiert und es begreift, dass offener Widerstand vollkommen wirkungslos sein würde. Diese äusserliche Ergebung jedoch kann nicht als innerliche Unter-

werfung betrachtet werden. So wie der Deutsche Autorität von oben herab, Uniformen und Herdengeist liebt, ist der Holländer der Selbstregierung, freiwilliger Ordnung und einem glücklichen Kompromiss zwischen den Rechten des Individuums und den Bedürfnissen der Gemeinschaft mit Leib und Seele ergeben. Er hasst Zwang. Und schlimmer als eingestandener Zwang ist Zwang, der sich als Freiheit maskiert. Derartige versteckte Formen sind doppelt verwerflich. Sie sind ganz allgemein verlogen, und doppelt verhasst bei denen, die früher die Segnungen der echten Freiheit genossen haben und die Verfälschung sofort als das, was sie ist, erkennen. Versklavung, die als Freiheit paradiert, ist darum noch keine Freiheit.

Præsidium Libertatis

Vor dreihundertsechzig Jahren gründete Wilhelm der Schweigsame die Leidener Universität. Ein Jahr früher war die Stadt von den Spaniern belagert worden, aber trotz Hungersnot und grässlichen Leiden hielt die Bevölkerung hartnäckig durch, bis der Feind sich zuletzt zurückzog. Zur Belohnung liess der Prinz der Stadt die Wahl zwischen Steuerfreiheit für eine Anzahl von Jahren oder einer Universität. Die letztere wurde gewählt. Auf ihrem Siegel sind die Worte eingraviert, die für immer den Ursprung dieses ehrwürdigen Sitzes der Wissenschaft in Erinnerung rufen: *Praesidium Libertatis* – «ein Bollwerk der Freiheit». Wie alle fünf Jahre wurde ihr Gründungstag im Monat Juni des Jahres 1940 gefeiert. Es war eine Feierlichkeit, die eindrucksvoller als gewöhnlich war und die in diesen dunklen Tagen sich zu der Bedeutung einer Glaubenstat erhob. Anstatt in der Aula der Hochschule versammelten sich Professoren und Studierende in der alten St. Peterskirche, die auf die Tage der spanischen Unterdrückung zurück-

geht und die nicht nur mehr als einen Einfall in Holland, sondern auch ebensoviele Auferstehungen aus der Sklaverei gesehen hat. Der Rektor der Universität und ihr Kanzler, der Bürgermeister von Leiden, richteten in ihren Reden einen Appell an die Anwesenden, in den schwierigen Zeiten, die das Land durchmachen müsse, nicht zu verzweifeln, sondern die grosse Tradition der Universität weiter zu führen, die Idee der Gedankenfreiheit, die in ihrem Streben nach wissenschaftlicher Wahrheit keine nationale Grenze kennt. Dann wich der Kanzler von der herkömmlichen Zeremonie ab und ersuchte sein Auditorium, «im Geiste ihres Gründers» zwei Strophen der holländischen Nationalhymne zu singen, die aus derselben Zeit stammt wie die Universität, und als die alte Kirche von den feierlichen Worten, die die Nation aufrufen, der Tyrannei zu widerstehen und ihren Glauben auf Gott zu stellen, widerhallte, konnte man einen kurzen eindrucksvollen Augenblick lang den wahren Geist der Niederlande spüren. Als die letzten Klänge verhallt waren, wurde dieser Geist wieder verdrängt durch die vom Feinde geleiteten Radiosendungen, durch die schreiende Propaganda der Agenten des Dr. Goebbels, durch allen unaufrechten Lärm des Eindringlings. Die kurze Feier in der Leidener Kirche aber hatte die geistigen Bedürfnisse der niederländischen Nation gezeigt. Für einige Minuten hatten sie den Weg gefunden, sich selbst zu sein.

Welche Versuche die deutsche Propaganda auch unternehmen mag, um die Welt zu überzeugen, die Niederlande seien jetzt unter der gütigen Regierung des Herrn Seyss-Inquart ein glückliches, zufriedenes Land – es ist unwahrscheinlich, dass sie ihre Absichten erreichen wird. Die Welt weiss, dass der Baum der Freiheit zu tiefe Wurzeln in Holland hat, um mit einem Schlag ausgerottet zu werden. Es ist nicht das Schicksal dieses Landes, ein Teil vom «Lebensraum» irgendeines andern Landes zu sein. Seine geographische Lage ist derart, dass es weder vollkommen in der

politischen oder wirtschaftlichen Atmosphäre Deutschlands noch in jener Englands oder Frankreichs bestehen kann. Tatsächlich liegt hier eine der besten Garantien, dass Holland schliesslich als unabhängiger Staat wieder auferstehen muss. Keine Macht, wie stark sie auch sei, kann sich auf die Dauer erfolgreich gegen die Gebote der grundlegenden politischen Tatsachen vergehen. Hat Deutschland verstanden, dass dies wahr ist? Falls es wirkliche Staatsmänner besitzt, wird es diese Realität zugeben. Bisher hat es nichts getan, was eine Blindheit für diese Tatsachen anzeigen würde. Es hat die Niederlande nicht annektiert, wie es im Falle Österreichs, der von Tschechen bewohnten Teile der Tschechoslowakei, Danzigs, Teilen Polens und Eupen und Malmedy getan hat. Natürlich besteht die Möglichkeit, dass hinsichtlich Hollands Deutschland das Endergebnis des Krieges abwarten und inzwischen seine Hände freihaben will. Hoffen wir, dass, was auch dies Ergebnis sein mag, staatsmännische Einsicht die Entscheidungen lenken wird, welche dann getroffen werden müssen. Wird diese Hoffnung verwirklicht, so werden die Niederlande befreit werden. Wenn nicht, so wird es in Westeuropa keinen Frieden geben, bis sie frei sind.

Die ganze Welt weiss, dass die Besetzung Hollands nur ein Element in dem Kriege gegen eine auf Gewalt gegründete politische Ideologie ist, der das Individuum nichts gilt. So betrachtet hat das definitive Schicksal der Niederlande eine Bedeutung, die deren enge Grenzen weit überschreitet. Es wäre ein schwerer Verlust für die Welt, wenn dieses Land, wo einst die Wiege jener freien Gedanken stand, die so viel zum Glück anderer Nationen und Rassen beigetragen haben, gegen den Willen seiner Einwohner unterjocht bleiben sollte, die noch einen Beitrag zum gemeinsamen Besitz menschlichen Wissens und menschlicher Wohlfahrt zu liefern haben.

Inzwischen geht der Kampf zwischen geistiger Freiheit und Versklavung der Seele weiter. Frankreich ist überwältigt worden, aber

die anderen alliierten Länder, und unter ihnen Holland, setzen den Kampf fort, das britische Reich an der Spitze. Sie haben freien Zutritt zum weitaus grössten Teil der materiellen Hilfsquellen der Welt. Die industrielle Macht der Vereinigten Staaten von Amerika ist äusserst wichtig, da sie es ihnen ermöglicht, ihr Banner hochzuhalten. Ihr Menschenmaterial ist bei weitem nicht so in Anspruch genommen wie das Deutschlands.

Fortsetzung der Regierungstätigkeit im Ausland

Auf diesem Hintergrund führt die Regierung der Niederlande ihre Arbeit in London fort. Sobald ihre Mitglieder alle dort angekommen waren, setzten sie sich sofort an die Arbeit, um den Regierungsmechanismus in Gang zu erhalten. Eine Anzahl von Beamten und Experten kam hinzu, die entweder hatten flüchten können oder vom Auslande her, wo sie zufällig in irgendeiner offiziellen Mission weilten, als der Krieg ausbrach, ihren Weg nach London gefunden hatten. Eine Menge Angelegenheiten verlangten im Zusammenhang mit dem Kriege sofortige Aufmerksamkeit. Das Aussenministerium, das Verteidigungsministerium und das Kolonialministerium arbeiten unter Hochdruck. Die diplomatischen und konsularen Dienste der Niederlande setzen ihre Tätigkeit wie gewöhnlich fort, verbleiben in fortwährendem Kontakt mit dem Hauptquartier und sind mehr als je darauf bedacht, die Interessen der niederländischen Kolonien zu fördern. Besonders wichtig waren die holländischen Rechte und Interessen in anderen Ländern, da vorauszusehen war, dass Deutschland, sei es direkt oder durch Zwischenpersonen, nichts ungetan lassen würde, um die Hand auf

militärische Lage in Westeuropa gespannter wurde, hatte die niederländische Regierung bereits alle möglichen Massnahmen ergriffen, um bereit zu sein, falls das Land angegriffen würde. Die Möglichkeit war geboten worden, den Sitz holländischer Gesellschaften und Körperschaften nach holländischen überseeischen Gebieten zu bringen, wodurch man sie weiter vom Zugriff einer besetzenden Macht entfernen konnte. Eine Gesetzgebung war vorbereitet, die den Handel des Feindes in Ostindien, in Suriname und in Curaçao zu verhindern suchte, mit dem Ergebnis, dass die notwendigen Anordnungen dort vom ersten Invasionstage an in Kraft treten konnten. Es wurden auch sichere Vorkehrungen dafür getroffen, dass die ausländischen Vertretungen der Niederlande ihre Tätigkeit nie wegen Mangel an Mitteln einstellen müssten. Man kann sagen, dass wenig dem Zufall überlassen worden war, aber es versteht sich von selbst, dass nicht alles getan werden konnte, bevor man wusste, dass Deutschland der Angreifer war. So konnte zum Beispiel die gesetzliche Sicherstellung der holländischen Aktiva im Ausland erst vorgenommen werden, nachdem die Regierung in London angekommen war. Der Entscheid, den sie dann traf, verdient speziell erwähnt zu werden, da er ein weitreichendes Betreiben darstellt, den Versuchen zuvorzukommen, dass Wirtschaftsinteressen holländischer Staatsangehöriger im Auslande in deutsche Hände fallen sollten. Ein königliches Dekret wurde erlassen, das dem Staat der Niederlande, vertreten durch seine gesetzmässige Regierung, das Eigentumsrecht an allem Besitz und allen finanziellen Ansprüchen im Ausland, welche im Königreich der Niederlande niedergelassenen Personen oder Institutionen gehören, verleiht. Der Staat darf dieses Eigentumsrecht nur ausüben, um die damit übernommenen Interessen sicherzustellen; drei Monate, nachdem der heutige Ausnahmezustand aufgehört haben wird, müssen diese den Eigentümern zurückerstattet werden. Die erforderlichen Massnahmen zur Vervollständigung dieses Dekretes wurden getroffen, in-

dem wenn nötig, Treuhänder eingesetzt wurden und für alle anderen Probleme im Zusammenhang mit diesem typischen Beispiel einer Notgesetzgebung Fürsorge getroffen wurde.

Als der Krieg ausbrach, befanden sich ungefähr zwei Drittel der sehr beträchtlichen Goldmenge, die dem Staat der Niederlande und der Niederländischen Bank gehörte, an einem sicheren Ort in Übersee, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Amerika. Unmittelbar nach dem deutschen Einfall wurden erfolgreich alle möglichen Massnahmen getroffen, um jenes Gold, das noch im Lande verblieb, wegzuschaffen. Demagogisch benutzte die deutsche Propagandaorganisation dieses Thema zu einem Versuch, beim holländischen Volk Stimmung gegen die Regierung zu machen, deren Mitglieder, wie die Dienststellen des Dr. Goebbels behaupteten, sich heimlich mit dem Landesgold davon gemacht hätten. Sie erzählten sogar, der Aussenminister habe das Land verlassen, nachdem er im letzten Augenblick seine Taschen mit den «Staatsdiamanten» – kostbaren Edelsteinen, die nur in der erhitzten Phantasie der Erfinder dieser romantischen Geschichte bestanden – vollgestopft hätte; sie glaubten anscheinend, dies würde eine billige Wirkung auf die Massen haben.

Ein Gegenstand, dem die Regierung viel Sorge und Aufmerksamkeit widmete, war das Problem der holländischen Flüchtlinge, die, von ihren Heimstätten in Holland vertrieben, erst nach Belgien geflüchtet waren und, als jenes unglückliche Land auch vom Feinde besetzt worden war, weiter und weiter nach Frankreich hineingetrieben wurden. Anderen, obwohl viel weniger an Zahl, war es gelungen, auf irgendeine Art nach den Britischen Inseln zu entfliehen, wo man, wie dankbar anerkannt werden muss, wie in Frankreich und später in Spanien und Portugal, vieles für ihr Wohl getan hat. Die vierzigtausend unglücklichen Flüchtlinge in Frankreich stellten ein schwieriges Problem da. Unter der Aufsicht eines Regierungskommissars für Flüchtlingswesen mit Sitz in Lon-

don, wurde ein Vizekommissar nach Frankreich und später nach Spanien gesandt, um diesen Unglückseligen in ihrer Notlage behilflich zu sein. In dieser Weise wurde viel menschliches Leiden erleichtert, wenn nicht verhütet.

Mit Hilfe der französischen und später der britischen Behörden war man von Anfang an übereingekommen, dass von Paris und später von London Radiosendungen in holländischer Sprache stattfinden sollten, um so zu versuchen, die Bevölkerung der Niederlande mit der wirklichen Sachlage bekannt zu machen. Man war überzeugt, dass diese Sendungen eine ermunternde Wirkung auf ein Volk haben würden, das nur auf die eigene moralische Widerstandsfähigkeit angewiesen ist und fortwährend von deutscher Propaganda überflutet wird. Daran dachte am Geburtstag des Prinzen Bernhard am 29. Juni, an dem die Deutschen die Entfaltung der holländischen Fahnen verboten hatten, der Innenminister, als er in einer begeisternden Radioansprache an das holländische Volk den Gefühlen Ausdruck verlieh, die es selbst an jenem Tage nicht äussern konnte.

Die Lage in den niederländischen Kolonien

Wenn auch augenblicklich in Holland die nationale Fahne von der Hakenkreuzfahne überschattet wird, flattert sie doch frei in den überseeischen Gebieten. Dort wurde die Nachricht von der Invasion mit grosser Bestürzung aufgenommen. Die weissen Einwohner dachten an ihre Verwandten im Mutterlande und fragten sich voller Angst nach dem Ergebnis, in hilfloser Wut, so weit entfernt zu sein; die Eingeborenenbevölkerung, mehr und mehr empfänglich für die Milde und den fortschrittlichen Geist der niederländischen Herrschaft, erkannte zum ersten Male, dass auch für sie viel auf dem Spiele stand. Die Nachricht von dem schnellen Vor-

marsch des Feindes kam als Überraschung und als ein schwerer Schlag: so weit vom wirklichen Kriegsschauplatz war es schwieriger als in Europa zu verstehen, durch welche neuen Kriegslisten des Feindes der so sorgfältig vorbereitete holländische Widerstand so rasch unterminiert worden war. Aber bald machten diese Gefühle des Entsetzens denen der tiefen Loyalität gegen Königin und Regierung und des Mitleides für das Mutterland Platz, nicht nur bei der weissen Bevölkerung, sondern auch in nie geahntem Ausmasse bei den Eingeborenen. Eine Welle treuer Gesinnung lief durch das Land; in irgendeiner greifbaren Form musste sie sich kundtun. Tausende traten freiwillig in holländischen Dienst, Tausende nahmen an patriotischen Kundgebungen teil, und vor allem trug jedermann zum Fonds bei, dem der Name der Königin gegeben und der sofort als Hilfe für das betroffene Mutterland errichtet wurde. Niemand blieb nur bei dem Gedanken stehen, ob es möglich sein würde, Hilfe zu bringen, während Holland von den Deutschen besetzt war. Irgendwie musste ein Ausdruck für ihre Treue gefunden werden, und ihre Hochherzigkeit liess sie unverzüglich handeln. Beträchtliche Gaben wurden gespendet und waren hochwillkommen. Das Wesentliche aber ist der Geist, der die zahllosen kleinen Gaben veranlasste. Die meisten Spenden kamen von Leuten, die wenig oder nichts übrig hatten, Eingeborenen wie Weissen. Unter den rührendsten dieser wirklich freiwilligen Beiträge waren die Eheringe einer Anzahl kleiner Staatsbeamter. Nie hat es einen überwältigenderen Beweis von der Kraft der Bande gegeben, die die weitauseinanderliegenden Teile des niederländischen Imperiums einigen.

In den überseeischen Besitzungen herrschte auch weiterhin Ordnung und Sicherheit. Die Bestürzung, welche die Invasion des Mutterlandes verursachte, hatte keine Rückwirkung auf die Verwaltung dieser Gebiete, und auch ihre internationale Stellung wurde keineswegs beeinträchtigt. Nicht als liesse diese Stellung an-

dere gleichgültig. Im Gegenteil, die Vereinigten Staaten, Grossbritannien und Japan gaben alle ihrem grossen Interesse an der Erhaltung des Status quo von Niederländisch Ostindien Ausdruck; von neuem wurde dies dadurch als eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse erklärt. Alle interessierten Regierungen sehen ein, dass die Holländer imstande sind, die Verwaltung und den Wohlstand ihres indischen Reiches zu sichern, wie sie das schon mehr als drei Jahrhunderte getan haben, und zur gleichen Zeit ihre Hilfsquellen der ganzen Welt zu öffnen. Von dieser Regel gibt es nur eine Ausnahme: dem Feinde soll der Zugang zu diesen wichtigen Märkten verweigert werden. Abgesehen davon aber können Japan und die Vereinigten Staaten von Amerika sowie die Alliierten im indischen Archipel alles erhalten, was sie verlangen, so lange es für jedermann genügend gibt.

Was nach den schweren Verlusten der fünf Tage des bewaffneten Widerstandes von der holländischen Armee übrig blieb, wurde von den Deutschen aufgelöst. Auf alle möglichen Arten und in vielen Fällen auf weiten Umwegen konnten ungefähr zweitausend Mann nach England entkommen. Dort sind sie neu ausgerüstet worden, um für den kommenden Dienst bereit zu sein. Die königliche Marine, deren weitaus grösster Teil immer in Übersee stationiert ist, ist im Wesentlichen unversehrt, obwohl einige wertvolle Einheiten während der Schlacht verloren gingen. Jene Schiffe, Offiziere und Mannschaften, die in Europa sind, nehmen jetzt einen wirksamen Anteil an den alliierten Operationen zur See gegen Deutschland, in denen unsere ausgezeichneten Unterseeboote eine hervorragende Rolle spielen. In Ost- und Westindien wacht der Hauptteil der niederländischen Flotte über der Sicherheit dieser Gebietsteile, zusammen mit starken Land- und Seestreitkräften, welche letztere mit einer nicht unbeträchtlichen Zahl moderner amerikanischer Flugzeuge ausgestattet sind. Die holländische Handelsmarine, die zu den stärksten der Welt gehört und deren weitaus

grösster Teil nicht in Feindeshand fiel, leistet ebenfalls einen wichtigen Beitrag zur erfolgreichen Fortsetzung des Krieges. Wie so oft im Laufe der Geschichte tun diese Elemente wieder einmal dar, dass der Geist Hollands, zu dessen Seefahrtstradition sich neuerdings eine richtige und begeisterte Begabung für die Luftfahrt gesellt hat, lebendig ist und unerschrocken bleibt, welches Schicksal auch zeitweilig die Niederlande in Europa treffen möge.

Holland, harrt seiner Stunde

Die Deutschen können dem Volke der Niederlande schmeicheln oder sie können versuchen, es zu terrorisieren. Sie können es soweit aushungern, wie sie ihre eigene Zivilbevölkerung aushungern, um ihre Streitkräfte besser zu ernähren, oder sie können es sogar noch schlimmer hungern lassen. Sie können das Volk Hollands, das ihnen nie Böses getan hat, anständig behandeln oder sie können Brutalität und Raub in Anwendung bringen. Was sie aber auch tun, sie können ihre Opfer nicht davon überzeugen, dass es nicht Deutschland war, das es im Schlafe überfiel; dass es nicht Deutschland ist, das diesem Lande, wo gute Nahrung im Überfluss vorhanden war, Unterernährung gebracht hat; dass es am Ende nicht Deutschlands Fehler ist, wenn das Herz der Mutter von Verzweiflung gequält wird, wenn sie sieht, dass ihr Säugling der nötigen Nahrung und Kleidung beraubt ist; dass es nicht Deutschlands Schuld ist, wenn der Handel darniederliegt, wenn die Hilfsmittel des Landes rasch abnehmen, wenn in einem Lande, das, als man es in Ruhe liess, glücklich und blühend war, bereits Armut und Elend aus jeder Ecke starren; wenn in den Läden nichts gekauft werden kann, da die Deutschen seit dem ersten Anfang der Besetzung alles fortgetragen haben; wenn nichts da ist als Trübsinn und Argwohn und schlechtverhehlter Hass und die Trümmer Rot-

terdams ihre klaffenden Wunden gen Himmel wenden. Aber nein – es gibt etwas anderes. Es gibt die tiefe Einsicht, dass die Niederlande wieder ein freies Land werden müssen. Sie können nicht atmen in jener finsternen, bedrückenden Atmosphäre. Sobald die Gelegenheit kommt, werden die Niederlande sich frei machen, genau so, wie sie sich in den Tagen der spanischen Tyrannei freigemacht haben, oder im Jahre 1672, als ganz Europa sich gegen sie gewandt zu haben schien; oder nachdem der Stern Napoleons untergegangen war. Gegen sie haben alle Despoten ihr Spiel verloren. Das wissen sie. Nie war die Geschichte des Landes eine stärkere Quelle der Begeisterung, ein sorgsamer gesammelter Schatz, ein reicheres Kapital des Trostes und der Kraft. Holland harret seiner Stunde; und es weiss, dass früher oder später diese Stunde schlagen wird. Deutsche Ideologen mögen in ihrer seltsamen Art des schwerverständlichen Denkens meinen, die Niederlande könnten durch Überredung oder Zwang dazu gebracht werden, eine abhängige Stellung im Dritten Reich anzunehmen. Sie irren sich, wie sie sich immer geirrt haben, weil sie wohl die deutschen Denkmethode verstehen mögen, aber nicht die menschliche Natur. Eine Nation, die Jahrhunderte lang an freie Einrichtungen gewöhnt ist, verliert das Gefühl dafür niemals – nicht in einer, nicht in zwei, nicht in drei Generationen. Und so lange die wahre Geschichte der Niederlande flüsternd, dass die Gestapo sie nicht höre, von Mund zu Mund geht, so lange sind auch die Fundamente vorhanden, auf denen eines stolzen Tages der unabhängige Staat der Niederlande wiederum seinen Platz unter den freien Völkern der Erde einnehmen wird. Niemand kann das verhindern.

INHALT

	Seite
I. Die internationale Stellung der Niederlande vor dem Kriege	5
II. Sturmzeichen.....	17
III. Insel des Friedens	33
IV. Blitz aus heiterem Himmel.....	68
V. Der Feldzug	106
VI. Dynastie und Regierung	135

DIE TRAGÖDIE DES BALTIKUMS

Von Paul Olberg

Aus den Presse-Urteilen über die im März 1941 erschienene schwedische Ausgabe des Buches:

Der Verfasser gilt als ein ausgezeichnete Kenner Russlands und der baltischen Staaten, der auf Grund eines reichen dokumentarischen Materials einen erschütternden und sachlich fundierten Tatsachenbericht über den Untergang der drei ehemaligen selbständigen baltischen Republiken gibt. *Nationalzeitung, Basel*

Es ist ein rechtschaffenes und überzeugendes Buch mit einem geläuterten und übersichtlichen Material, aus dem recht deutlich hervorgeht, dass die drei kleinen Republiken schon durch ihre ersten Zugeständnisse sich ihrer Verteidigungsmöglichkeiten begaben. *Svenska Dagbladet, Stockholm*

Keiner soll glauben, dass die dokumentarischen Fakten, offiziellen Dokumente und Memoranden, auf denen der Verfasser seine Schilderung aufbaut, eine trockene, wissenschaftlich schwer gehaltene Vorlesung ausmachen. Das Buch liest sich wie eine Abenteuerschilderung, die man nicht gerne aus der Hand legt, bevor man zum Schluss gekommen ist. *«Der Schwedische Unteroffizier», Stockholm*

Eine treffende Illustration zu den Angriffsmethoden der Machtpolitik den schwächeren Staaten gegenüber. «Tragödie des Baltikums» ist aktuell und anregend. *Dagens Nyheter, Stockholm (Leitartikel)*

«Das Studium dieses Buches hat mein Gefühl verstärkt, dass eine zuverlässige Aufklärung über die kleinen Nationen und Völkereinheiten höchst notwendig ist. Eine glücklichere Zukunft für Europa scheint mir unter anderem von einer allgemeinen Anerkennung abzuhängen, dass das Recht Macht ist, aber die Macht nicht Recht ist. Für uns Schweden ist das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen ein Axiom, teurer als das Leben.» *Torsten Ysander, Bischof in Visby*

POLEN

Seine Geschichte von den Piastenfürsten bis zur
deutsch-russischen Okkupation – von 963-1939

Von Max Kopp

Selbst ein flüchtiger Streifzug durch die Geschichte des polnischen Reiches der Piasten, Jagellonen, der Wasa, der Sobieski usw. öffnet uns die Augen für die grosse historische Bedeutung des einstigen Reiches an der Weichsel und den Verlauf des gesamten europäischen Schicksals. Zur Einführung möchten wir dem Leser gerade diese nur 60 Seiten starke Zusammenfassung der wichtigsten Etappen und Ereignisse aus der Vergangenheit Polens sehr warm empfehlen. *Basler Nachrichten*

Jedermann wird gerne nach dem schlanken Bändchen greifen, das uns Polens Schicksale von 963 bis 1939 in knappster Form erzählt. Es ist ein Blick in die Vergangenheit, der aufs Tiefste bewegt. *Express, Biel*

In dramatischer Weise verläuft die Geschichte eines Reiches, das noch um die Wende des 17. Jahrhunderts von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte und dessen Fürsten für die europäische Christenheit gegen die Türken fochten und Wien vor ihnen schützten. – Wie die Polen bei den ersten Teilungen den Glauben an die Zukunft ihres Volkes nie verloren hatten – die polnische Hoffnung auf Wiederherstellung war geradezu sprichwörtlich –, so haben sie auch heute diese Hoffnung nicht verloren. *Nationalzeitung, Basel*

Im Mittelpunkt der Darstellung steht das jüngste Schlachtopfer des Krieges, Polen. Auch wir Holländer, Bewohner eines neutralen Landes, lebten und litten mit dem schwergeprüften Polen. Man kann Polen und die Polen nur wirklich verstehen, wenn man die Geschichte des Landes und seines Volkes kennt. Die grösste Realität im Leben eines Volkes ist seine Geschichte. *Delftsche Courant (November 1939)*

Kartoniert Fr. 3.–

EUROPA VERLAG ZÜRICH/NEW YORK